Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 97. Nebra, Sonnabend, 4. Dezember 1915. 28. Jahrgang.

Es fehlt an Tatkraft . . . .

Gedanken eines Unbefangenen.

Ein Italiener, der sich noch ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, veröffentlicht unter der Überschrift „Demütigung" einen Artikel, in dem er seiner Unzufriedenheit mit den Leistungen des Vierverbandes ungeschminkten Ausdruck gibt. Nur wenige, schreibt er, denken, und die Ruhe ist groß. Man wird siegen, sagt man in Paris, Berlin, Moskau, Wien, London, Rom, Sofia, überall, nur vielleicht nicht in Mich. Aber ich glaube doch, nicht allein zu sein mit dem Gefühl des gedemütigten Europäers. In diesen Zeiten ist die Zuversicht eine Bürgerpflicht. Wenn das nicht unsere Feder zurückhielte, so würden über den Vierverband einige traurige und sehr bittere Worte zu sagen sein. Wir wollen nicht urteilen und verurteilen. Wir möchten nur Aufschluß haben, Aufschluß über gewisse Verzögerungen, Langsamkeiten, Niederlagen, Zweifel, Unsicherheiten.

Schon vor acht oder neun Monaten erklärte man, daß Deutschland ausgehungert, erschöpft, müde, eingeschlossen, blockiert, vor dem Zusammenbruch sei. Dann kam die Offensive in Rußland, die Offensive in Serbien. Sie haben immer Soldaten, Generale, Munition und Lebensmittel. Sie gehen vorwärts, mit Rückschlägen, Schwierigkeiten und Opfern, aber sie gehen vorwärts. Die Deutschen haben einen Willen, einen Plan, ein Ziel. Eines nach dem anderen, zwar mit Verspätung, aber immer noch zur rechten Zeit werden die Ziele erreicht. Bei uns anderen dagegen fühlt man, daß etwas nicht in Ordnung ist. Es fehlt an Tatkraft, an Menschen, an Munition, ich weiß nicht woran. Belgien wurde geopfert. Jetzt Serbien. Die Großen sind nicht imstande, die Kleinen zu retten. Französische und russische Provinzen sind besetzt, englische Dampfer versenkt.

Rumänien und Griechenland haben recht, sich einstweilen ruhig zu verhalten. Man wollte Antwerpen retten, und es mißlang. Man wollte die Dardanellen vom Meere aus bezwingen, und man mußte sich zurückziehen. Jetzt hat man sich seit Monaten an der Spitze von Gallipoli angeklammert, aber Konstantinopel wird schneller von den Deutschen erreicht. Man ahnte den Marsch gegen Serbien, aber man wartete, um erst im letzten Augenblick herbeizueilen, der vielleicht der letzte Augenblick Serbiens selbst ist. Langsam, langsam, sachte, sachte: die Vorsicht ist die Muse des Vierverbandes.

Inzwischen sind die anderen in der Nähe von Paris, von London, von St. Petersburg, von Mich, von Konstantinopel. Sie haben drei Hauptstädte in der Hand: Brüssel, Warschau, Belgrad. Laßt uns abwarten und sehen, sagt Asquith. Unterdessen gibt es in Frankreich und England Ministerkrisen, und in Rußland schließt man die Duma, eröffnet sie wieder, schließt sie von neuem, verspricht, sie wieder zu eröffnen und droht, sie wieder zu schließen, wenn sie geöffnet wird. In Paris bildet man ein vielfarbiges Ministerium mit 20 Posten. In London entläßt man das alte, vielfarbige Ministerium mit 22 Posten und bildet ein neues einfarbiges mit zehn Posten. Wir sind in der Zeit der Regierungsexperimente.

Alle Wochen landen irgendwo englische Soldaten. Sie kommen aus allen Teilen der Welt, aber König Georg ruft persönlich dazu auf, daß einige mehr aus England selbst kommen. Die allgemeine Wehrpflicht wäre unter solchen Umständen für England eine fast nützliche Sklaverei. Man sucht Männer, auch für die Ministerien. Hätte der Vierverband zehn oder zwanzig außergewöhnliche Männer, so könnte er vielleicht einige Hunderttausende von kräftigen Soldaten entbehren. Auf der anderen Seite hat man einen einzigen Namen, oder die Namen von zwei oder drei Generalen und große ausgerüstete Massen, die wie Wetterschläge durch Europa gejagt werden.

Ich bin verwirrt. Unsere bürgerlichen Führer sind entweder hervorragende Politiker mit so riesem und umfassendem Blick, daß das, was wir für Irrtümer, Schwächen und Niederlagen halten, in Wirklichkeit sehr geschickte Bewegungen mit unfehlbarer Wirkung sind, oder — es ist besser, nicht an die Folgen zu denken, die eine Politik parlamentarischer Schildkröten für ganz Europa und auch für uns, die Unschuldigsten, mit sich bringen würde. Wenn man zuviel denkt und nicht an alle Worte glaubt, fühlt man sich unbehaglich, und ich wundere mich nur, daß die anderen sich so wohl fühlen.

Das sind herbe Worte aus dem Munde eines Mannes, der seit Ausbruch des Krieges unausgesetzt das Loblied des Vierverbandes gesungen hat. Er ist unter der Macht der Tatsachen sehend und kritisch geworden. Hoffentlich findet er bald verwandte Seelen. Mit der wachsenden Erkenntnis bei unseren Feinden steigern sich die Friedensmöglichkeiten.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

(Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.)

Die Kämpfe in Kamerun.

Über die Kämpfe von Kamerun wird (nach dem Londoner Reuter-Bureau) mitgeteilt, daß seit dem 23. Nov. westlich von Jaunde, dem Sitze der deutschen Verwaltung, heftig gekämpft wird. Hier rücken französisch-englische Expeditionstruppen längs der Straße und Eisenbahn von Edea mit Erfolg vor. Eine englische Abteilung drang bis zum Pugefluß und weiter nach Süden vor. Eine französische Abteilung besetzte Makondo. Die deutschen Truppen hatten schwere Verluste. Im nördlichen Kamerun wurden die feindlichen Streitkräfte geschlagen und auseinander getrieben; kleine Gruppen Flüchtiger werden energisch verfolgt. Anscheinend französische Streitkräfte, die sich von Französisch-Äquatorial-Afrika kämpfend einen Weg durch Kamerun gebahnt hatten, nähern sich Jaunde von Osten und Südosten. — Man muß den deutschen Bericht mit der Wahrheit abwarten.

*

Die Einberufung des Jahrgangs 1918 in Rußland.

Der russische Minister des Innern benachrichtigte alle Schulbehörden, daß wahrscheinlich schon 1916 die Einberufung des Jahrgangs 1918 erfolgen wird.

*

Verzweifelte Lage der Serben.

Nach den Ereignissen der letzten Tage, so schreibt das norwegische „Morgenbladet", ist die Lage des serbischen Heeres verzweifelt. Die letzten Teile des Landes werden bald erobert sein, seine Heere oder was von seinen Heeren noch übrig ist, wird gezwungen sein, Zuflucht in Montenegro und Albanien zu suchen. Ihre Widerstandskraft, gar nicht zu reden von ihrer Offensivkraft, ist gebrochen. Die Verbündeten und die Bulgaren können binnen wenigen Tagen den größten Teil ihrer Streitkräfte gegen neue Ziele führen. Jedenfalls ist der erste Teil des großen Krieges auf dem Balkan abgeschlossen. Dieser Feldzug ist von den Verbündeten und Bulgarien mit einer Kraft und Tüchtigkeit geführt worden, die ihn in eine Reihe mit den vielen hervorragenden militärischen Taten der ersten Zeit des Krieges stellen. Ein Heer von 250 000 Mann, wohl den tapfersten und kriegsgeübtesten der Welt bis zur Machtlosigkeit zu verringern, noch dazu in einem Lande, das so geeignet ist für eine hartnäckige und zähe Verteidigung wie Serbien, mit den denkbar elendesten Wegen und zum größten Teil in wilden Gebirgsgegenden, wo es überhaupt keine Wege gibt und ununterbrochene Regengüsse und Schnee allen Kriegshandlungen und jeder Zufuhr die größten Schwierigkeiten bereiteten; alles das im Laufe von 6 oder 7 Wochen zu vollbringen ist eine so großartige Leistung, daß selbst der tapfere Kampf der Serben für ihr Land dagegen verblaßt.

*

General Sarrail verlegt sein Hauptquartier rückwärts.

General Sarrail beschloß, nach türkischen Blättern, sein Hauptquartier hinter die Front des Zentrums der englisch-französischen Truppen zu verlegen. Die Flucht der Serben nach der Grenze Südmazedoniens dauert fort. In Monastir gehen die Serben grausam mit den Fremden um. Ungefähr 200 Griechen sind in Monastir verhaftet worden.

*

Ein russisches Geschwader an der bulgarischen Küste.

Nach der Bukarester Zeitung „Universul" kreuzt ein russisches Geschwader von 15 Einheiten vor der bulgarischen Küste.

*

Ein englischer Torpedobootszerstörer gesunken.

Auf der Doggerbank ist der englische Torpedobootszerstörer „Fervent" auf eine Mine gelaufen und gesunken. Von der Besatzung sind nur fünf Mann gerettet.

*

Der Krieg zur See.

Athener Zeitungsmeldungen vom 27. November bringen die Nachricht, daß drei deutsche Unterseeboote bei den Dardanellen in ein Netz geraten seien und sich mit der gesamten Besatzung ergeben hätten. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß diese Nachricht völlig aus der Luft gegriffen ist.

Lloyds' meldet: Der französische Dampfer „Algérien" wurde versenkt; acht Personen wurden gerettet, 29 werden noch vermißt. Eine Leiche wurde gefunden. Ferner wurden versenkt der französische Dampfer „Omara" und der britische Dampfer „Tanis"; die Besatzung des zuletztgenannten Schiffes wurde in zwei Rettungsbooten gelandet.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 30. November.

Die sechste Kriegstagung des Reichstages wurde von Präsidenten Dr. Kaempf mit einer Ansprache eröffnet, in der er der Heldentaten unserer Armeen und der Waffenbrüderschaft der Zentralmächte, mit den Bulgaren und den Türken gedachte. Der Redner führte dann weiter aus: Allen unseren Feinden ist zum Bewußtsein gekommen, daß auf den Schlachtfeldern

Deutschland nicht zu besiegen ist.

Um so eifriger klammern sie sich an die Hoffnung, uns wirtschaftlich zugrunde richten und an den Gedanken, uns durch Hunger zu bezwingen. Wie sie sich in unserer finanziellen Kraft getäuscht haben — die staunenswerten Erfolge unserer Kriegsanleihen haben es bewiesen —, so täuschen sie sich in der Beurteilung unserer wirtschaftlichen Stärke. Was insbesondere die Lebensmittelfrage anlangt, so sind Brotgetreide und Kartoffeln, die wichtigsten Volksnahrungsmittel, reichlich vorhanden. Wenn in anderen Dingen zum Teil Knappheit herrscht, so soll das nicht bestritten werden und wird allerseits zugegeben, aber die Härten, die dadurch für einen großen Teil der minderbemittelten Bevölkerung entstanden sind, werden überwunden werden durch die Organisation, die dem Lebensmittelmarkt während des Krieges gegeben wird. Wir haben daher finanziell und wirtschaftlich allen Grund, mit fester Entschlossenheit und unerschütterlichem Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

Die Einigkeit der deutschen Stämme

hat das Reich aufgebaut und die Einigkeit des gesamten Volkes ist jetzt und in Zukunft die feste Grundlage, auf der wir der Zukunft entgegensehen und die verbinden wird, daß Deutschland wieder einmal durch einen frevelhaften Angriff in eine Lage versetzt wird, wie die, in der wir diesen großen Krieg zu führen gezwungen sind.

Nach Erledigung kleinerer Sachen folgt die dritte Beratung des von den Mitgliedern des Reichstags Schiffer-Magdeburg u. Gen. eingebrachten Entwurfs eines Gesetzes betreffend Abänderung des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 auf Grund der in zweiter Beratung unverändert angenommenen Vorlage. Der Gesetzentwurf wird in dritter Lesung angenommen. Die Gesetzvorlagen über die Herabsetzung der Altersgrenze und über die Kriegsausgaben der Reichsbank werden auf Antrag des Abg. Bassermann der Budgetkommission überwiesen.

Es folgt die erste Beratung des Gesetzentwurfes über vorbereitende Maßnahmen zur Besteuerung der Kriegsgewinne.

Staatssekretär des Reichsschatzamtes Dr. Helfferich:

Zur Verteidigung des allgemeinen Gedankens einer Kriegsgewinnsteuer brauche ich hier nichts zu sagen. Der Gedanke von der Notwendigkeit einer solchen Steuer ist Gemeingut des ganzen Volkes. Über die Ausgestaltung der Steuer im einzelnen gehen aber die Meinungen noch auseinander. Der erste Grundsatz ist die Erfassung der Kriegsgewinne im allerweitesten Sinne des Wortes. Es ist eine Anlehnung an das Besitzsteuergesetz. Wir gehen dabei von der Auffassung aus, daß jeder, der jetzt in der Lage ist, seine materiellen Verhältnisse zu verbessern, auch die Pflicht hat, einen ansehnlichen Teil seines Vermögenszuwachses dem Vaterland zu geben.

Gegen die allgemeine Erfassung des Vermögenszuwachses sind Einwendungen laut geworden. Ich will darauf nicht näher eingehen. Ich stelle aber voran, daß es mir widerstrebt, denen zu folgen, die die Steuer als eine Art Strafe gegenüber den Kriegslieferanten und Vermittelungen dafür betrachtet wissen wollen. Wo direkte Übervorteilungen vorgekommen sind, finden sich andere Wege.

Die Steuer ist keine Strafe.

Sie soll in den Augen der Steuerpflichtigen als eine Ehrenpflicht erscheinen, auch zu ihrem Teile zum Wohle des Ganzen beizutragen. Der Staatssekretär erklärte weiter, Einzelheiten könnten noch nicht mitgeteilt werden. Das eigentliche Gesetz, das mit großer Vorsicht ausgestellt werden müsse, werde im März 1916 dem Hause vorgelegt werden. Die jetzt vorliegenden Bestimmungen seien nur die ersten Schritte zum praktischen Aufbau des großen Werkes, das das deutsche Volk erwarte. Das Haus hörte beifällig zu und überwies die Vorlagen dem Haushaltsausschuß. Nach knapp einstündiger Dauer war damit der Beratungsstoff erschöpft und das Haus vertagte sich bis Mitte nächster Woche. Das zahlreich erschienene Tribünenpublikum mußte sich ziemlich enttäuscht entfernen: die große Sensation, die Kanzlerrede, blieb aus.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Eine jetzt erschienene Bekanntmachung verfügt die Beschlagnahme von wollenen und halbwollenen Wirk- und Strickwarenlumpen und von wollenen und halbwollenen Abfällen der Wirk- und Strickwarenherstellung und verbietet die Veräußerung und Verarbeitung dieser Stoffe. Nach dieser Bekanntmachung sind alle wollenen und halbwollenen Lumpen und Abfälle in jeder Mischung und Farbe beschlagnahmt, die im Besitz von Personen sind, die sich mit dem Handel oder der Verwendung von wollenen und halbwollenen Lumpen und Abfällen gewerbsmäßig befassen. Der Verkauf der beschlagnahmten Lumpen und Abfälle bleibt aber weiter zulässig zu Heeres- oder Marinezwecken.

* Die Vorstände der sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaften und Genossenschaften beantragten bei den Armeekommandos und Ministerien in Karlsruhe und München die Aufhebung der Bierpreiserhöhung.

Österreich-Ungarn.

* Wiener Blätter widmen dem Besuche Kaiser Wilhelms in Wien längere Rückblicke, in denen sie schreiben: „Wenn die beiden Kaiser auf die bisherigen Ergebnisse dieses von beiden Monarchien und den mit ihnen seither verbündeten Mächten aufgenommenen Kampfes für den Bestand und die Sicherheit der im Vierbund vereinigten Staaten zurückblicken, so mögen sie dies mit berechtigtem Stolz getan haben, daß ihre gute Sache auf jedem Schauplatz des furchtbaren Krieges nur Erfolge aufzuweisen hat." Das amtliche „Fremdenblatt" erklärt: „Der Freund kann zum Freund und mit jener schlichten Herzlichkeit, die so schroff absticht von den theatralischen Veranstaltungen und Kundgebungen unserer Gegner, vollzog sich die Zusammenkunft der beiden Monarchen."

* Kaiser Franz Josef hat dem österreichischen Minister des Innern Heinold, dem Handelsminister Schuster und dem Finanzminister Baron v. Engel die erbetene Entlassung gewährt. Zum Minister des Innern wurde der Präsident des Obersten Rechnungshofes Prinz zu Hohenlohe Schillingsfürst ernannt.

* Bei der Eröffnung des Ungarischen Reichstages hielt der Präsident eine Rede, in der er die Bedeutung des Bündnisses mit Deutschland hervorhob. Das Haus begleitete diese Ausführungen mit Elfenrufen.

England.

* Die Kämpfe um die Wehrpflicht gehen fort. Eine Versammlung gegen die Wehrpflicht, die in London stattfand, wurde von Studenten, Australiern, Kanadiern und Neuseeländern gesprengt. Die Eindringlinge nahmen den Flaggenschmuck herunter, zertrümmerten den Stuhl des Vorsitzenden und warfen die ursprünglichen Versammlungsteilnehmer hinaus. Hierauf veranstalteten sie eine Gegenversammlung, in welcher die Entschließung angenommen wurde, den Krieg nicht früher zu beenden, als bis die Bedingungen des Vierverbandes angenommen seien. — Die heißen Köpfe werden mit der Zeit schon kühler werden.

Italien.

* Wie die „Neue Zürcher Zeitung" aus Brüssel erfährt, steht fest, daß der Papst dem Kardinal Mercier den bestimmten Auftrag erteilte, freundschaftliche Beziehungen zwischen dem belgischen Episkopat und der deutschen Oberhoheit zu pflegen.

Balkanstaaten.

* Nach englischen und französischen Berichten ist die letzte Note Griechenlands an den Vierverband in freundschaftlichen Ausdrücken gehalten. Amtliche Kreise in Athen betrachten sie angeblich als ein geeignetes Mittel

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0001

zur Lösung der schwebenden Fragen und fügen hinzu, sie sei in allen Punkten zufriedenstellend, da sie dem Wunsche des griechischen Volkes, die Neutralität aufrechtzuerhalten, entgegenkommt, ohne den Verbündeten Schwierigkeiten zu bereiten. — Zugleich mit dieser Note wird ein Handschreiben König Konstantins an alle Kommandeure der Armee bekannt. Darin heißt es am Schluß: Vor allem ist die Begeisterung der Truppen wach zu halten. Die Soldaten müssen danach trachten, daß sie in jedem Augenblick zur Erfüllung ihrer Pflichten gerüstet sind.

*Der auf der Heimreise von Berlin befindliche bulgarische Finanzminister Tontschew äußerte sich sehr befriedigt über die Durchführung seiner Aufgaben in Berlin, sowie über die in Deutschland und Belgien gewonnenen Eindrücke. Er betonte, er habe nirgends ein Anzeichen für die Bestätigung der von unseren Feinden verbreiteten Nachrichten über den Beginn einer „Erschöpfung" Deutschlands wahrgenommen. In Worten festester Zuversicht sprach er sich über den Ausgang des Krieges, sowie über die dauernde Freundschaft zwischen den nunmehr mit den Mittelmächten verbündeten Staaten Bulgarien und Türkei aus.

*Dem rumänischen Amtsblatt zufolge haben die rumänischen Behörden eine Minensperre im rumänischen Lauf der Donau angeordnet, beginnend bei Turkši Smil an der rumänisch-bulgarischen Grenze bis Kilometer 340 und von Galatz bis zur Pruth-Mündung. Wegen gefährdeter Schiffahrt können Handelsschiffe die genannten Stellen nur unter Führung ermächtigter Lotsen passieren. Am Eingang der genannten Zone sind Wachen aufgestellt. Diese Maßregel wurde den Vertretern der Mächte mitgeteilt, und die Hafenbehörden wurden verständigt.

Englands neues Heer.

Kitchener hat es sich nicht versagt, auf seiner Rundreise den Aufsrager eines feindlichen Blattes zu empfangen und ihm einige „Auskünfte" über den wirklichen und endgültigen Sieger zu geben. Diese Prophezeiungen sind natürlich so ausgefallen, wie die feindliche Öffentlichkeit und Presse sie von dem bekannten Kriegsmanne gern hören will. Da aber Kitchener sehr gut weiß, wie ungünstig die augenblickliche militärische Lage für den Vierverband ist und doch nicht seinen guten Ruf als Kriegsmann gefährden will, so hat er seine Hoffnungen für die Zukunft auf eine Rechnung gegründet, die man ihm, wie er wohl annimmt, nicht nachprüfen kann. Er sagte wörtlich, daß es „lächerlich wäre, von einem endgültigen Siege Deutschlands zu sprechen, da England im März zu der neuen großen Frühjahrsoffensive 4 Millionen und Rußland 6 Millionen neue Mannschaften aufgestellt haben werde. Mit diesem neuen „10-Millionenheere" würde Deutschland zerschmettert werden".

Also sprach Kitchener. Man sieht, daß Kitchener wahrhaft ein großzügiger Mann ist, der sich nicht mit Kleinigkeiten abgibt. Ein neues 10-Millionenheer wäre schon eine bemerkenswerte Größe, die bei der endgültigen Entscheidung beträchtlich ins Gewicht fallen würde. Wie sieht es aber in Wahrheit damit aus? Und wie kann Rußland ein neues 6 Millionenheer aufstellen? Wenn man vollkommen von der Frage des Offizierersatzes für ein so gewaltiges Heer absehen will, ja, wenn man sogar die Frage ruhen lassen will, ob Rußland noch über die notwendigen Milliarden verfügen wird, die ein so großes Heer in mehreren Monaten verschlingt, so bleiben noch immer genügend Umstände übrig, die die Versprechungen Kitcheners als unverantwortliche und unfaßbare Großsprechereien erscheinen lassen. Kitchener weiß besser als wir, daß Rußlands Volkskraft bereits auf dem Boden des Fasses angekommen ist.

Eine amtliche russische Mitteilung besagte vor kurzer Zeit, daß die Reichswehr zweiten Aufgebots einberufen worden sei. Ferner wissen wir, daß in Rußland bereits der Jahrgang 1917 unter den Waffen stehe. Mit dem Aufgebot der 2. Reichswehr ist gesagt, daß ein wahrhaft waffenfähiger Ersatz nicht mehr vorhanden ist. Dasselbe besagt die Einberufung der 18jährigen. Als wir vor einiger Zeit einen Überblick über die ungeheuren Millionenverluste der Russen veröffentlichten, knüpfte Menschikow in der ‚Nowoje Wremja' an diese Zahlen an und erklärte wehmütig, daß das feindliche Ausland tatsächlich von den wirklichen Verlusten Rußlands keine richtige Vorstellung habe. Man konnte aus diesen Ausführungen erkennen, daß unsere Berechnung, die sich nur auf die bekannt gegebenen Zahlen über Gefangene, Tote und Verwundete stützte, von der traurigen Wirklichkeit bei weitem übertroffen werde. Bei der großen und ängstlichen Vorsicht, mit der unser Generalstab die feindlichen Verluste lieber zu klein als zu groß angibt, und bei der Unmöglichkeit, den wahren Umfang der blutigen Verluste des Russenheeres besonders in den verlustreichen Karpathenkämpfen zu erkennen, ist es durchaus wahrscheinlich, daß die russischen Abgänge noch viel größer waren, als wir bisher annahmen. In den letzten Wochen sind diese Verluste noch bedeutend größer geworden.

Nun stehen den Russen noch rund 20 Jahrgänge Reichswehr 2. Aufgebots zur Verfügung. Jeder Jahrgang umfaßte von vornherein rund 175 000 Mann. Es gehen davon nach unserer früheren Aufstellung 45 % als untauglich, ausgewandert, krank oder verstorben ab. Es bleiben für jeden Jahrgang also kaum 90 000 Mann übrig, insgesamt 1 800 000 Mann. Und was sind das für Soldaten! Dazu haben sie keine Offiziere und keine Unteroffiziere! Die Bewaffnung dagegen kann, was ehrlich zugegeben sei, durch japanische, amerikanische und englische Hilfe ziemlich zureichend sein. Von Kitcheners sechs Millionen blieb also knapp der vierte Teil übrig. Ähnlich verhält es sich mit dem englischen neuen „Vier-Millionenheer". Die Schwierigkeiten der Rekrutierung in England sind bekannt. Mit der längeren Dauer des Krieges werden sie immer größer. Aus Kanada und Australien fließen die Brünnlein immer spärlicher. Und die Inder werden kaum noch als zuverlässig angesehen werden können. Bisher hat England in 15 Kriegsmonaten nicht 4 Millionen Mann aufgestellt, wie soll es diese Zahl in kurzer Zeit außer den bisherigen Truppen liefern können. Mit dem 5. bis 6. Teil wird vielleicht das Richtige getroffen werden.

Glaubt Kitchener vielleicht, daß wir in der Zwischenzeit müssig sind? Das Märchen von der Erschöpfung Deutschlands und Österreich-Ungarns verfängt doch nicht mehr. Er weiß sehr gut, daß wir tatsächlich noch über gewaltige Menschenreserven verfügen, da unsere Verluste gegenüber den russischen stets sehr gering waren. Auch die Türkei wird täglich stärker und nicht schwächer. Das Übergewicht kann Kitchener also von der Dauer der Zeit nicht erwarten, selbst wenn dieser Krieg nicht schon so oft erwiesen hätte, daß die zahlenmäßige Überlegenheit nicht das tatsächliche Übergewicht und in keinem Falle den Sieg verbürgt.

(Zensiert: O. K. i. d. M.)

Volkswirtschaftliches.

Für 360 Millionen Mark Zehnmarkscheine. Schon vor dem Kriege bestand im Zahlungsverkehr eine starke Nachfrage nach Werbabschnitten zu 10 Mark. Sie steigerte sich nach Kriegsausbruch dadurch noch erheblich, daß an Goldstücken zu 10 Mark über 300 Millionen Mark aus dem Verkehr gezogen sind. Durch Gesetz vom 22. März d. Js. wurde infolgedessen die Reichsregierung ermächtigt, weitere Reichskassenscheine zu 10 Mark im Betrage von 120 Millionen Mark auszugeben. Diese neuen Scheine sind inzwischen zur Ausgabe gelangt, ihre Deckung ist durch Darlehnskassenscheine im gleichen Betrage bewirkt. Insgesamt sind gegenwärtig für 360 Millionen Mark Reichskassenscheine zu 10 Mark im Umlauf.

Zur Wohnungsfürsorge für Kriegsinvaliden. Kürzlich tagte in Darmstadt der Vorstand des Ernst Ludwig Vereins Hessischer Zentralvereine zur Errichtung billiger Wohnungen, dem die Kommunalverbände des Großherzogtums als Mitglieder angehören. Der Vorstand beschloß, eine Kommission mit dem Auftrage einzusetzen, Vorschläge zu machen: 1. in welcher Form eine Wohnungsfürsorge für die Kriegsinvaliden herbeizuführen sei — 2. und ob etwa die im Reiche in Aussicht stehende Kriegsgewinnsteuer als Mithilfe des Reiches für diesen patriotischen Zweck heranzuziehen sei.

Von Nah und fern.

Ostpreußens Wiederaufbau. Kaiser Wilhelm, der für das Kriegsgeschick unserer Nordostmark von Anfang an das lebhafteste persönliche Interesse bekundete, hat einen genauen Bericht über den Stand der Wiederaufbauarbeiten in Ostpreußen eingefordert. Von den zuständigen Amtsstellen in Königsberg ist dieser Bericht in Form eines umfangreichen Mappenwerkes kürzlich an den Monarchen abgesandt worden. Der Text wird durch eine Reihe von Bildern, statistischen Karten, Aufnahmen der durch die Russen bewirkten Zerstörungen, Grundrissen und Entwürfen für die künftige Gestaltung erläutert.

Kaiserliche Belohnung für eine Fliegerrettung. Das holländische Motorboot „Branderis" sichtete vor einiger Zeit in der Nordsee ein schwimmendes Flugzeug. Näher herangekommen, bemerkte es, daß sich an demselben ein deutscher Offizier angeklammert hatte, der wegen eines Motorschadens mitten auf der See auf gut Glück eine Notlandung hatte vornehmen müssen. Es gelang der Besatzung des Bootes, den Offizier an Bord zu bringen und das Flugzeug abzuschleppen. Dem Kaiser wurde von dieser Lebensrettung Mitteilung gemacht. Jetzt hat der Monarch aus den Mitteln der deutschen Reichsregierung dem Führer und dem Steuermann des Bootes in Anerkennung der schwierigen Lebensrettung und Bergung des Flugzeuges eine Geldbelohnung von je zweihundert Gulden übermitteln lassen.

Sendungen für Marineangehörige in der Türkei. Pakete für die in der Türkei befindlichen Marineangehörigen können bis 10. und 20. Dezember an die Paketsammelstelle des 1. Ersatz-Seebataillons in Kiel oder die der 2. Torpedo-Division in Wilhelmshaven gesandt werden. Es wird versucht werden, das Eintreffen in Konstantinopel bis zum Weihnachtsfeste zu ermöglichen. Eine Gewähr kann dafür jedoch nicht übernommen werden.

Die Zahl der in Berlin unterstützten Kriegerfamilien hat wiederum eine erhebliche Steigerung erfahren. Sie betrug im November 195 130 gegenüber 186 983 im Oktober. Die Kriegsunterstützungen haben im November eine Höhe von 8 826 289 Mark erreicht; in dieser Summe sind die erhöhten städtischen Beiträge noch nicht enthalten. Die Mietunterstützungen lediglich an Kriegerfamilien beliefen sich im November auf mehr als 1 670 000 Mark.

Hindenburghaus in Lötzen. Die Villa in der Bahnhofstraße zu Lötzen, wo der Generalfeldmarschall von Hindenburg während der Anwesenheit des Hauptquartiers acht Monate wohnte, ist durch Kauf an die Stadt Lötzen übergegangen. Sie soll künftig Hindenburghaus genannt werden.

Unerwartete Wirkung. In der Nähe von Maroni wollten, nach dem Sofioter Blatt ‚Kambana', die bulgarischen Behörden ein französisches Schiff, das Salz liefere, kapern. Die Franzosen bombardierten hierauf die Küste am Ägäischen Meer, wobei sie ihr eigenes Schiff versenkten. Die Besatzung des Schiffes geriet in bulgarische Gefangenschaft. Sämtliche Mitglieder der Besatzung sind Neger, die kein Wort Französisch verstehen.

Das amerikanische Friedensschiff. Der Dampfer der skandinavischen Amerika-Linie „Oskar II.", die der amerikanische Millionär Ford und seine Anhänger mieteten, um die sogenannte Friedens-Expedition nach Europa zu bringen, wird zuerst Christiania anlaufen und dann nach Kopenhagen weiterfahren. Die Delegierten werden sich hierauf nach Stockholm und Amsterdam begeben, wo ständige Friedensbureaus errichtet werden sollen. In Amsterdam wird eine Friedenskonferenz abgehalten werden. Der Dampfer soll in diesen Tagen New York verlassen.

Deutsche Ingenieure hatten recht. Der 10 000 000 Raumgard umfassende neue Erdrutsch im Panamakanal wird laut Schätzung der Ingenieure die völlige Schließung bis wenigstens zum 1. Januar zur Folge haben, und es wird 10 Monate währen, bis die ganze Erde bewältigt ist. Das seinerzeit als Eifersüchtelei verspottete Gutachten der deutschen Ingenieure hat sich also als das richtige erwiesen.

Vaterlandsdank.

— Auszeichnung der Kriegsinvaliden. —

Das k. und k. Kriegsministerium hat eine sehr schätzens-, lobens- und beachtenswerte Anordnung getroffen, die bisher nicht ausgezeichneten Kriegsinvaliden sollen — ihre vollste Pflichterfüllung im Feld vorausgesetzt — nachträglich eine Kriegsdekoration erhalten. Jedem soll es gleich kenntlich sein, daß diese Einbeinigen, Einarmigen, Einäugigen oder sonst an ihrem Körper schwer Beschädigten, eben durch den Krieg und den Dienst ums Vaterland um Bein, Arm oder Auge gekommen sind, und es ist ein Merkzeichen, ein „Aufgepaßt!" für jeden. Ehrfürchtig hat er zurückzustehen, bescheiden zurückzutreten, oder voll Anerkennung diesen vor anderen den Vorzug zu geben, wenn es sich um Verleihung einer Anstellung handelt, um ein Gedränge, um Zulaß in ein Lokal oder um einen Platz in der Straßenbahn und überhaupt immer und überall, wo unter sonst gleichen Bedingungen mehrere dasselbe anstreben. Es muß uns zum Lebensgrundsatz werden, daß künftig und für alle Zeit diejenigen, die im Kriege in erster Reihe standen, auch im Frieden und im nicht unsiormierten Leben in erster Reihe zu stehen haben!

Das Ordens- oder Medaillenband der Kriegsdekoration ist gleichsam die Anweisung, die Legitimation für diesen bevorzugten Platz. Das ist wohl der tiefere und der besonders lobenswerte Sinn des kriegsministeriellen Erlasses. Ja, mehr noch: die Kriegsauszeichnung, das kleine schwarz-weiße oder in Österreich das schwarz-gelbe oder rote Bändchen hat eine ganz merkwürdige Heilkraft. In diesem Sommer sah ich in einem reichsdeutschen Museum vier kriegsinvalide einarmige Museumsaufseher. Allen Vieren fehlte der linke Arm. Aber — merkwürdig! — dreien von den vieren, die das Band des Eisernen Kreuzes trugen, merkte man ihr Gebrest gar nicht an. Man sah an ihnen nur das Kreuz, nicht den leeren Ärmel ihres Rockes. An den dreien von den vieren war es das Besondere, daß sie das Kreuz trugen, an dem vierten aber, daß er einarmig war! Daß er im Krieg um den Arm gekommen war, wußte man von ihm erst erfragen. Bei den andern nicht! Und auch dies ist vielleicht eine Absicht im Erlaß des Wiener Kriegsministeriums: ungeschicktes Fragen und verlegenes Antworten aus der Welt zu schaffen.

Wer seine Pflicht getan hat, sagt der Erlaß, und dabei an seinem Körper so wesentlichen Schaden nahm, soll nunmehr hinterdrein ausgezeichnet werden. Das ist das Neue und Wichtige an der Verfügung: bisher war die Auszeichnung nur denen bestimmt, die mehr als ihre Pflicht leisteten, die ein Mehr an Wagnis, Findigkeit und Erfolg aufzuweisen hatten. Jetzt im Invaliditätsfall genügt das einfache Maß. Und es ist gut, es ist vortrefflich so. Diese Weiterzigkeit kann nur willkommen sein. Das Kriegsministerium sagt sich: jeder, dem die Notwendigkeit des Krieges eine Aufgabe und eine Pflicht auferlegt hat, die ihn so schwerer Leibesschaden nehmen ließen, ist, nach bürgerlichem Maß, ein Held. Ihm gebührt die Tapferkeitsmedaille. Nun soll er sie haben. Alle Kriegsinvaliden, die bisher nicht ausgezeichnet worden sind, werden nun überall, in ganz Österreich-Ungarn, zu Protokoll vernommen, Grad und Grund der Beschädigung sollen festgestellt und die Auslagen dann bei den ehemaligen Regiments- und Bataillonskommanden der Invaliden nachgeprüft werden. Mit dieser Anordnung hat das k. u. k. Kriegsministerium eine wichtige und vorbildliche Fürsorgeaktion für die Zukunft der Kriegsinvaliden eingeleitet.

Gerichtshalle.

Berlin. Auf ein vollbeladenes Rollwagengespann im Werte von 5000 Mark hatte es der

Goldene Schranken.

13] Roman von M. Diers.

(Fortsetzung.)

In Magdas Wangen drängte sich ein warmes Rot. Hier war endlich einer, mit dem sie über Dinge sprechen konnte, die ihr Interesse beschäftigten. Ihre Schüchternheit wich, sie verfocht ihre Meinung, wenn sie der seinen entgegenstieß, mit großer Tapferkeit, die ihn fesselte und erfreute. Aus dem zurückhaltenden, scheuen jungen Wesen sah ihn eine starke, eigene Persönlichkeit an.

Nach dem Kaffee lösten sich die Gruppen auf. Auch Fräulein Ulrich erhob sich und veranlaßte dadurch die beiden andern, das Gleiche zu tun.

„Ich möchte noch einmal Ihren Weihnachtsbaum sehen," bat er. So folgten sie den andern, die auch denselben Wunsch hatten.

„War es schön am heiligen Abend?" fragte er in ruhiger Einfachheit.

„Ja." Und bewegt setzte sie hinzu: „Hier ist es für mich ein Weihnachtsfest zu Hause. Ich kannte das schon längst nicht mehr."

„Sie stehen allein?" fragte er rasch. Ein dringendes Interesse sprach aus seinen Augen.

Die Gesellschaft trennte sie. Er wurde von den Herren in Beschlag genommen und Magda mußte einigen älteren Damen, die Fräulein von Kleist kannten, über deren Ergehen berichten.

Als die Dämmerung kam, wurde musiziert. Es gab viele in diesem Kreise, die recht hübsche Sachen in Gesang oder Spiel vortrugen. Magda hielt sich in der Ferne. Es war kaum die alte Schüchternheit, mehr ein träumerisches Hinbrüten, das ihr unsichtlich wohl tat.

Hans Reuthner trat neben sie. „Ich möchte Sie singen hören," sagte er ruhig und mit einer kleinen Bestimmtheit im Ton.

Sie blickte lächelnd auf. „Woher meinen Sie denn, daß ich überhaupt singe?"

Eine leise Verwirrung ging durch seine Augen. „Ich weiß nicht. Ja, woher denn eigentlich? Ich habe das so im Gefühl." Und fast trotzig setzte er hinzu: „Sie müssen können! Und Sie können auch. Wollen Sie?"

„Ja, ich will," sagte sie einfach.

„Ich kann nichts davon," fuhr er beinahe verdrießlich fort, „nicht einmal begleiten. Und doch bin ich so anspruchsvoll. Es ist schauderhaft. Ich tyrannisiere andere und mich selbst. Ich wollte, ich könnte gleichgiltiger sein, aber ich kanns nicht. Es muß alles nach meinem Sinn gehen, sonst bin ich ganz unglücklich und dabei möchte ich am liebsten fortlaufen."

„Das ist schlimm!" sagte Magda ernsthaft, ganz durchdrungen von den schwierigkeiten solches eigensinnig veranlagten musikalischen Temperaments.

Dann lachten sie plötzlich beide. Der Humor dieser schwierigen Lage kam ihnen voll zum Bewußtsein.

„Unglücklich möchte ich ja keinen Menschen machen," sagte Magda. „Also dann weihen Sie mich ein bischen in Ihre Sonderlichkeiten ein."

Er war schon wieder ernst geworden, die Sache lag ihm wirklich am Herzen.

„Können Sie einfache Lieder singen?" fragte er.

„Ich hasse Paradestücke."

„Ja."

„Und dann — vor allem — können Sie die einfachen Lieder — einfach singen?"

Magda antwortete nicht gleich. Ein plötzlicher Schreck hatte sie erfaßt. Sie dachte an jenen Sommertag zurück, an dem Erna Klaussig hier in demselben Raume gesungen hatte — ein einfaches Lied.

Jetzt erkannte sie plötzlich die Hand, die dieses Lied ihr aufgezwungen hatte. Ja, ein Zwang war es gewesen, unter dem sie es wählte und daher — hatte sie es nicht zu singen vermocht.

Ein kalter Schauer kroch durch ihr warmes blühendes Empfinden. Diese empfindliche Scheu in ihr, die vor dem bloßen Gedanken zurückbebte, als sollte sie mit jemand rivalisieren, war wieder in ihr erwacht. Ihre Augen senkten sich unter den heißen Lidern.

Als sie antwortete, beugte er sich etwas zu ihr. In seiner Stimme lag ein grimmiger Klang.

„Sie können es," sagte er heftig, „ich weiß das ganz genau. Aber mir geht es immer so: wer kann, der will nicht, und wer will, der kann nicht. Und das Resultat ist dann immer dasselbe: ich komme um mein Bestes. Das ist eine alte Geschichte."

Er sprach so unliebenswürdig, so brüsk, so selbstsüchtig wie nur möglich. Ganz allein an sie dachte er, seinen Augenblick an das, was vielleicht die Seele des Mädchens beschäftigte und ihr Tun lettete.

Aber Magda fühlte plötzlich den grauen Schatten, der sie so sehr gequält hatte, langsam vor sich abgleiten. Ein ganz neues Empfinden, sonnig in seiner Schüchternheit, erfüllte ihr das Herz. Denn sie wußte, er sprach wahr. Und ein leises, kaum verstandenes Gefühl eigener, beglückender Macht erwachte in ihr.

Ein Lächeln huschte durch ihre Augen, als sie emporblickte. Dann stand sie ohne ein weiteres Wort auf und ging zum Klavier. Er folgte ihr.

„Sie wollen es nun?" fragte er ungläubig.

„Ja," sagte sie ruhig.

Ein paar junge Leute kamen heran, um sie zu begleiten. Aber sie wehrte ab, sie täte es stets allein. Hans Reuthner stellte sich an den Flügel und sah ihr gerade ins Gesicht. Aber schon nach den ersten Eingangstakten hielt sie inne.

„Gehen Sie fort!" forderte sie bestimmt. „Sie müssen doch wissen, daß das stört."

Er lachte, sein altes, hübsches, leichtherziges Lachen, und ging hinter ihren Stuhl. Es lag ihr noch in den Ohren, als sie anfing.

Sie wußte, daß sie sich auf ihre Stimme verlassen konnte, obwohl sonst die Ängstlichkeit ihr stets Not gemacht hatte. Jetzt dachte sie nicht einmal an alle die Gesichter, die sich ihr zugewandt hatten.

Während des Singens vergaß Hans Reuthner ihr Verbot und kam wieder hervor. Er stellte sich an den Flügel und in seinem ausdrucksvollen Gesicht stritten sich Schelmerei und Bewegung.

Magda merkte: da war nichts zu machen. Und wenn sie es ihm zehnmal verbot, er würde

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0002

Schlosser Franz Hateloff abgeholen gehabt, der unter der Anklage des Diebstahls vor Gericht stand. Das Gespann war auf kurze Zeit ohne Aufsicht, da der Kutscher eine Bestellung zu erledigen hatte. Diese Gelegenheit benutzte der Angeklagte, um sich auf den Wagen zu schwingen und mit dem Gefährt davonzufahren. Einige auf der Straße spielende Jungen hatten jedoch den Vorgang bemerkt und liefen unter lautem Geschrei dem Wagen nach. Als der Angeklagte sah, daß die Verfolger ihm immer näher auf den Leib rückten, sprang er mitten in der Fahrt vom Wagen und flüchtete in ein Haus, wo er festgenommen wurde. Er suchte, den „wilden Mann" zu spielen, indem er seine Verfolger anherrschte: „Was unterstehen Sie sich? Ich bin ja der Hindenburg und lasse Sie erschießen?" Diese Komödie mußte ihm aber nichts. Der Gerichtshof verurteilte den Angeklagten, der schon erheblich vorbestraft ist, nur zu zwei Jahren Gefängnis, indem er ihm noch einmal mildernde Umstände zubilligte, weil ein Schaden nicht entstanden ist.

Frankfurt a. O. Der Arbeiter Ferdinand Mourke aus Lietzen, der bereits 21 mal vorbestraft ist, wurde kürzlich in der Müllroser Forst dabei getroffen, als er aus einer Schlinge einen Rehbock frei wollte. Er lebte vom gewerbsmäßigen Wildern und hatte nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis sofort mit neuen Diebstählen begonnen. Er wurde von der hiesigen Strafkammer zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Verwundete als Aussteller.

Berlin, Anfang Dezember.

Zum zweiten Male ist es Winter geworden seit Ausbruch des Krieges. Zum zweiten Male wird die Weihnacht, ihres Friedens beraubt, vom Dröhnen der Geschütze widerhallen. Die Liebestätigkeit in ganz Deutschland, die Tag für Tag, Monat für Monat mit unverminderter Regsamkeit und unversieglichem Opferwillen am Werke ist, setzt in dieser Zeit mit ganzer Kraft ein, um all denen, die im Schnee, Frost und Gefahr der Kriegsschauplätze ihre harte Aufgabe erfüllen, und den anderen, die im Lande still und handhaft trotz mannigfacher Einschränkungen und Entbehrungen pflichtgetreu ausharren, diese zweite Kriegsweihnacht so viel als möglich zu erleichtern und zu verschönen.

Aber wie in der Verteidigung und Kräftigung des Vaterlandes nicht wir die eigentlichen Gebenden sind, sondern die Feldgrauen, deren Aufopferung unsere Bemühungen wenigstens einigermaßen zu vergelten suchen, so sind wir selbst auf dem Gebiete des Liebesdienstes manchmal die Nehmenden: wenn nämlich die Soldaten, wie dies in jüngster Zeit immer häufiger geschieht, die Unterstützung ihrer Kameraden selbsttätig in die Hand nehmen. Und daß selbst diejenigen, die ihr volles Maß an Kriegsleiden zu tragen haben, mit ungebrochener Lebensfreudigkeit an dem allgemeinen Wirken teilnehmen, daß selbst die Verwundeten nicht zurückstehen wollen, erkennt man mit staunender Bewunderung und Rührung an den immer wiederkehrenden Ausstellungen der vielen und vielartigen Lazarettarbeiten.

So ist denn die schönste Weihnachtsausstellung in diesem Jahre die Ausstellung der Arbeiten Verwundeter aus den Lazaretten des dritten Armeekorps, die in den Berliner Räumen der Landesdirektion der Mark Brandenburg eine Fülle erstaunlich vielseitiger, kunstverständiger und geschmackvoller Arbeiten zeigte. Es handelte sich ohne Ausnahme um Kunst- und Gebrauchsgegenstände, die von den Verwundeten selbst in den Lazaretten angefertigt wurden. Und selbst die oberflächlichste Durchwanderung der reichgefüllten Säle mußte jedem Betrachter den deutschen Soldaten — und das deutsche Volkstum überhaupt — von einer neuen Seite zeigen, die ehrliche, rückhaltlose Bewunderung einflößt und mit Freude und berechtigtem Stolz erfüllt. Die zur Schau gestellten Gegenstände umfaßten die verschiedensten Gebiete, von einfacher Fertigkeit bis zum Kunsthandwerk, das kaum ahnen läßt, daß der Schöpfer bei diesen Arbeiten nicht in seinem Beruf tätig war, sondern nur als Liebhaber nach eigenem Gutdünken ans Werk ging.

Hier ist der beste, sprechendste Beweis für die Bildungskraft und Bildungsfähigkeit unseres Volkes, das auch zur Kriegszeit seine friedlichen Begabungen und Fertigkeiten hochzuhalten und nicht nur mehr verkümmern zu lassen, sondern sogar noch fortzugestalten weiß. Da gibt es Hausgegenstände aus Holz und Ton, Metallarbeiten, handgedrechselte Spielzeug, Soldaten, Puppen, Wiegen, Lazarettzüge, wie sie der beste Spielwarenladen nicht schöner zu verfertigen vermag, Holzschnitzereien und Sägearbeiten, Aschsfiguren und Gipsmodelle. Und all dies ist ohne den in der heutigen Großindustrie üblichen maschinellen Apparat, ohne besondere technische oder in langer Unterrichtszeit erworbene Hilfsmittel von Leuten angefertigt, die noch vor Kurzem, ihren verschiedenen Berufen entzogen, als Infanteristen, Reiter oder Geschützmannschaften im Felde standen. Von Leuten, die bis vor Kurzem mit Gewehr und Säbel umgingen und zum Teil bald wieder das rauhe Kriegshandwerk aufnehmen werden. Von Leuten aus allen Schichten des Volkes, von einfachen Tagelöhnern, Landarbeitern, Handwerkern, die meist niemals zuvor Muße und Anregung fanden, sich in diesen Künsten zu üben.

Und was das Erstaunlichste ist: in den meisten Fällen sind alle die hübschen Dinge von Verwundeten ausgeführt, deren berufliche Ausbildung und Tätigkeit die betreffende Art fern und fremd sein mußte. So hat ein Metallbohrer Handarbeiten zu verfertigen verstanden, die einer tüchtigen Stickerin Ehre machen würden; ein Gärtner lieferte künstlerische Bücherbände, ein Tischler Malereien und humoristische Zeichnungen; ein Schmied kunstgeflochtene Blumenkörbchen. Man lernt die intimste, menschlichste Seite unserer Soldaten kennen, wie man sie die Menschen überhaupt nach ihren Liebhabereien am besten beurteilen kann. Und man sieht, daß dieselben Männer, die in Pulverdampf und Feuer stehen, ihr einfaches, warmes Gemüt und ihren gesunden Arbeitssinn nicht verloren, sondern unversehrt aus dem Felde wieder in die Heimat bringen, womöglich noch geklärter und verinnerlichter als ehedem. Man sieht — und das ist das wichtigste Moment — daß alle Schrecken und Mühsale des Krieges unsere Soldaten nicht vergröbert, sondern eher innerlich gereinigt haben.

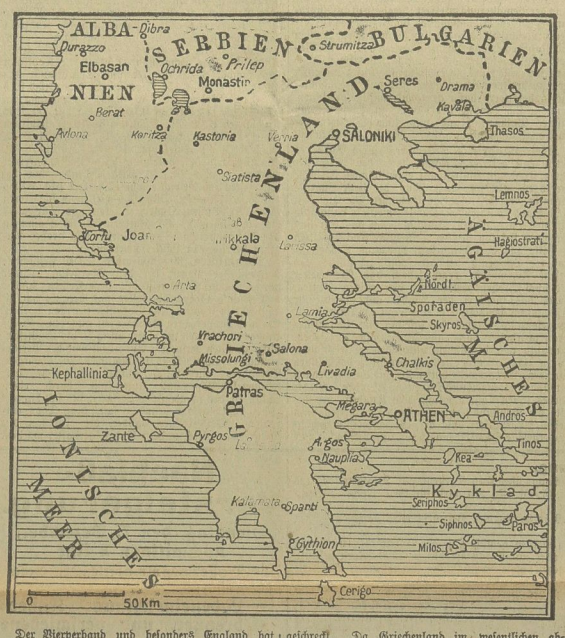
Darum gibt es kein schöneres Festgeschenk, als eine solche Ausstellung der Verwundeten . . .

In der Hanfstadt.

(Lescovac, die Seilerzentrale des Balkans.)

Schon die alten Schriftsteller kannten und rühmten den thrazisch-cardanischen Hanf, damals den einzigen Ausfuhrartikel der Länder des

Zur Blockade Griechenlands.



Der Vierverband und besonders England hat bisher kein Mittel unversucht gelassen, um Griechenland zur Teilnahme am Kampfe gegen Bulgarien zu bestimmen. Man ist sogar vor der Androhung der Sperrung der Lebensmittelzufuhr nicht zurückgeschreckt. Da Griechenland im wesentlichen abhängig ist von seinem Küstenhandel, ist leicht zu ersehen, unter welchem Druck das Land steht, das so unentwegt seine Neutralität bewahrt.

heutigen Serbiens. Seine Kultur ist durch den Wandel der Jahrtausende bezeichnend geblieben für das Toplica- und Moravatal, wo Lescovac in dessen Umgebung die Hanfbestände über 3 Meter Höhe erreichen, der Hauptstapelplatz des Hanfhandels und zugleich die größte Seilerstadt des Balkan ist. Die Aufkäufer aus Ungarn, Rumänien und Bulgarien waren freilich im Laufe der Zeit recht mißtrauisch gegen die „Hanfstadt" geworden, in der die Leute die üble Gewohnheit angenommen hatten, zur Erhöhung des Gewichtes den Kern der Hanfballen anzufeuchten oder mit Heu zu mischen, aber solche „Schönheitsfehler" des serbischen Nationalcharakters hielten das Emporblühen der uralten Stadt nicht auf.

Auch sie ist wie so viele andere auf den Trümmern eines Römerkastells aus der Trajanzeit erbaut und hat von jeher als Knotenpunkt wichtiger Heerstraßen hohe strategische Bedeutung gehabt. Die Bulgaren haben übrigens nur altes Eigentum zurückerobert, denn Lescovac war im frühen Mittelalter bulgarisch und kam erst zur Hohenstaufenzeit unter Stephan Nemanja an das altserbische Zarenreich. Unter der türkischen Herrschaft verfielen die Forts und Gräben, und um die Ruinen der alten römischen Akropolis ranken heute die Reben, die einen berühmten würzigen Wein liefern. Er gedeiht so gut, sagen die Serben, weil er auf dem Blutgetränkten Boden von 1876 wächst. Damals und noch zwei Jahre später fanden hier eine Anzahl kleinerer Gefechte statt; hier fiel Wladimir Radenkowitj, der Führer der Morava-Brigaden am 3. Januar 1873 und mit ihm viele Hunderte, die das Volkslied als die letzten Rinaldinigestalten seiner neueren Zeit feiert, die den Ruhm der „Haiducken" nicht mehr recht zu schützen weiß. Eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt ist die „Sveta Bogorodica", eine dreischiffige Basilika, die weder Turm noch Kuppel, wohl aber einen stattlichen — Schornstein hat. Das kam so: Die christliche Gemeinde zu Lescovac hatte vor etwa zwei Menschenaltern die Erlaubnis zum Bau einer stattlichen Kirche durchgesetzt, der aber von dem Ortspascha hintertrieben wurde. Da griffen die Kirchenbauer zu einer List: sie erklärten, nur ein neues Popenhaus bauen zu wollen, und das wird ihnen in einem entlegenen Winkel der Stadt auch gnädigst gestattet. Als es fertig war, kam es zwar innen dem Pascha und anderen Leuten wie eine Kirche vor, aber der große Schornstein beruhigte den Pascha, und schließlich machte er gute Miene zum bösen Spiel. Aber die „Sveta Bogorodica" trägt noch heute ihren Schornstein.

Aus der malerischen weiteren Umgebung der Stadt ist der felsenumschlossene „Dev Kazan", der „Teufelskessel" mit den nahen Ruinen der Stobaslevitj-Kirche eine Stätte alter Sagen und historischer Erinnerungen. In dem brodelnden Berglee, den selten die Sonne bescheint, wohnt ein Dämon, der allnächtlich auftaucht, um sich seine Suppe zu kochen, und die Leute aus den Dörfern meiden scheu, den „Dev" zu stören, der da auf verzauberten Mühlen in der Untiefe sein Korn malt. Wie man bei uns jemand dahin wünscht, „wo der Pfeffer wächst", so wünscht ihn der serbische Volksmund zum „Dev Kazan". . . . Die ganze Landschaft von Lescovac ist mit Ruinen, Bergschluchten und Defilés durchsetzt, die zum Kleinkrieg wie geschaffen sind und die Eroberung der Stadt gewiß nicht leicht gemacht haben.

Vermischtes.

Im Kriegsquartier des Zaren. Seit der russische Oberbefehlshaber Nikolai Nikolajewitsch nach dem Kaukasus „verreisen" mußte und der Zar höchstpersönlich an die Spitze seiner Armeen trat, sin die russischen Zeitungen eifrigst bemüht, die Tätigkeit des kaiserlichen Feldherrn in einem möglichst hellen Licht erstrahlen zu lassen. Nunmehr veröffentlicht der russische General Doubenskj im „Rußkoje Tchtenie" die folgende Schilderung aus dem kaiserlichen Kriegsquartier: „Das Kriegsquartier des Zaren wurde in einer kleinen Stadt in Weißrußland eingerichtet. Der Kaiser bewohnt ein niedriges Haus, in dem zwei Zimmer für seinen Aufenthalt hergerichtet wurden. Nebenan wohnen der Hofminister Graf Frederiks und der Kommandant des kaiserlichen Palastes. Im Erdgeschoß sind der Adjutant und der Leibarzt des Zaren untergebracht. Außerdem wohnen Leib- und Kammerdiener und einige kaiserliche Boten in demselben Gebäude. Nach 9 Uhr morgens verläßt der Zar, in einer russischen Hemdbluse und hohen Stiefeln, das Haus, um sich zum Generalstab zu begeben. Auf diesem Wege wird er von seinem Adjutanten und einem Diener zu Pferd begleitet. Der Zar liest mit dem General Alexejef die Berichte von der Front und läßt sich die einzelnen Kampfhandlungen erklären. Mittags kehrt der Zar nach seinem Hause zurück. Einige Stunden später folgt eine Spazierfahrt im Kraftwagen. Das Abendessen findet um 7 Uhr statt."

---

es zehnmal übertreten. Sie mußte sich damit abzufinden suchen.

Einmal schwankte ihre Stimme. Es war nicht Unsicherheit, es war ein plötzlicher spontaner, überstarker Jubel, der sie ergriff, und der über ihr Herz dahin ging, wie ein junger Frühlingssturm.

Als sie schloß, kam der Beifall von allen Seiten. Sie hörte ihn kaum. Mit einem Lächeln dankte sie und niemand sah, daß ihre Gedanken andere Wege gingen.

Hans Reuthner sagte nichts. Sie erwartete es kaum. Sie wußte ohne Worte, daß das geringste Zeichen, das er ihr gab, daß sie ihn nicht unglücklich gemacht hatte.

Bei Tisch saßen sie nebeneinander. Frau Bertram liebte durchaus nicht das Stickeln und Necken, aber sie hatte doch den üblichen scharfen Frauenblick, und eine Freude ohne Grenzen erfüllte sie bei dem Gedanken, daß hier vielleicht Ernst Einfluß ihr Ende fand.

„Es war nur ein Lied," fing Reuthner gleich an, „aber ich werde noch viel daran denken."

„Aber war denn das noch nicht genug?" fragte Magda halb erschrocken, daß sie nun doch noch Tadel bekam.

„Genug?" Er lachte grimmig und sah sie an. „Was denken Sie sich denn eigentlich von mir? Welchen bleichsüchtigen Jüngling stellen sie sich unter mir vor, der von allem nur nippt, und dann danke schön sagt? Aus dem Becher zur Nagelprobe!"

„Das ist nicht klug!" sagte Magda lächelnd. „Nachher kommt die Hefe."

„Klug — nein," wiederholte er nachdenklich. „Es ist auch die Sache mit mir: ich bin lebensdumm. Auf die Lebenskunst verstehe ich mich nicht. Darum stecke ich auch so oft im tiefsten Elend.

Die Worte waren ernst gesprochen, schwer. Magda empfand mit plötzlicher Klarheit: Sie waren keine Spielerei, sie waren tiefe traurige Wahrheit.

Ihr Herz erbebte. Ihr war, als müsse sie ihm die Hand reichen — wenn auch nicht zur Hilfe — dazu war sie zu schwach, nur daß er ihre Teilnahme fühlte. Und wenn sie auch nicht wußte, was ihn drückte, so sollte er doch wissen, daß über alles Fernstehen hinaus, über alle Schranken, die zwei gänzlich fremde Menschen von einander trennen, sie ein warmes starkes Mitfühlen für ihn trug.

Aber es ging nicht, daß sie das tat. Und weil ihre Teilnahme zu wahr und zu groß war, um sich in banalen Worten zu äußern, so schwieg sie. —

Als jede Antwort, die man unwillkürlich erwartet, ausblieb, sah er sie an. Nicht verstohlen und nicht von der Seite, sondern mit seinem festen geraden Blick. Ihre Augen waren gesenkt, der feine, bläuliche Wimperschatten ruhte auf der zarten Haut des leise gerdteten Gesichts. In ihrer ganzen Haltung lag etwas Ernstes, Wahres.

Eine Frage drängte sich ihm auf die Lippen. Er sagte sich, es sei unzeitig, ja vielleicht unklug, sie jetzt auszusprechen. Aber das rasche impulsive Wünschen in ihm riß, wie oft schon, seiner Überlegung die Zügel aus der Hand.

„Wie denken Sie über die Lüge?" fragte er.

Fast erschreckt sah sie auf. Ehe sie antworten konnte, fragte er weiter: „Würden Sie lügen, wenn die Verhältnisse sie zwingen? Aus — Rücksichten, aus — aus — Dankbarkeit?"

Magdalene senkte traurig die Augen. „Das ist ein harter Weg," sagte sie leise. „Einer der härtesten wohl, die uns gewiesen werden."

Es war keine Antwort auf seine Frage, und doch war es eine, die sein Herz schlagen ließ. Aus ihren zögernden, bangen Worten las er etwas heraus, etwas liebes: ein Verstehen.

Nein, sie konnte ihm nicht helfen. Das zarte Mädchen an seiner Seite mit den ernsten großen Augen — sie war ja machtlos wie er — nein, viel machtloser selbst als er. Es war etwas Phantastisches gewesen, das vorhin durch seinen Kopf schoß, und das ihm vorgaukelte, als müsse ihm hier eine plötzliche, märchenhafte Hilfe erstehen.

Nicht einmal einen kleinen armseligen Rat konnte sie ihm geben. Nicht ein Wörtchen, das wohl jede andere ihm zum Trost gesagt hätte. Sie gab in einfacher Klarheit nur zu, daß es schwer für ihn war und bitter.

Und doch — gerade das war es, was ihm gefehlt hatte. Dies Verstehen — nicht nur seiner Not, sondern auch dessen, was er bedurfte. Alle Flüchten und Pflästerchen, womit konventionelle Höflichkeit die Wunden, die sich ihr zeigen, bekleht und verfestert, ob nun das Übel darunter fort eitre oder nicht — die hatte sie verschmäht. Sie stand daneben — machtlos wie er, aber in tiefstem Herzen auch leidend unter seinem Leide.

Um sie her tönte das fröhliche Stimmengeschwirr. Dann plötzlich Stille, ein Toast wurde gesprochen, dann Hurrarufen und Gläserklingen. Die beiden taten wie die andern, aber in all dem Gewühl gingen ihre jungen Herzen abseits, wie in Waldeinsamkeit, in der man nur ein großes Rauschen hört, ohne Unterscheidung einzelner Laute.

Sie sprachen lang nicht miteinander, aber sie wußten es nicht einmal. Denn zwischen ihnen war es, als wenn sie geheime Fäden miteinander verbänden, wie ein fortwährendes stummes Weitersprechen.

Magda verstand jetzt alles. Und wenn die Auseinandersetzten, die Ursachen, die einzelnen Entwicklungsstadien ihr auch noch fremd waren, das änderte nichts. In großen Umrissen sah sie sein Geschick vor sich — sein herbes Geschick.

Dieser Mann, dem Wahrheit und kraftvolle Ehrlichkeit aus den Augen sah, er mußte lügen. Ein bitterer Konflikt kettete die graue Lüge an sein lebensvolles Dasein. Sie warf ihr langen, kalten Schatten in seinen Sonnenschein, den er bedurfte, wie nur ein Mensch des Lichts bedarf, sie verzerrte ihm jede Freude, ja vielleicht auch die Arbeit, den Ernst und die Weihe seines Lebens.

Es half nichts, ihn zu fragen! Gibt es keinen Ausweg? Es konnte keinen geben, sonst hätte gerade dieser Mann ihn ergriffen.

Als sie endlich wieder sprachen, geschah es über andere Dinge. Aber die Art ihrer Unterhaltung war anders als zuvor.

GE 13 (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0003

Von den Kriegs-Schauplätzen.

Großes Hauptquartier, 30. November.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Die Gefechtstätigkeit blieb auf Artillerie-, Wurfminen- und Minenkämpfe an verschiedenen Stellen der Front beschränkt.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Ein deutsches Flugzeuggeschwader griff die Bahnanlagen von Lyachowitschi (südöstlich von Baranowitschi) an.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Bei Rudnik (südwestlich von Mitrovica) wurden feindliche Kräfte von Teilen der Armee des Generals von Koeveß zurückgeworfen. Hier und westlich der Sitnica von Truppen der Armee des Generals von Gallwitz wurden zusammen etwa 1000 Gefangene gemacht. Bulgarische Kräfte haben am 28. Nov. Prizren genommen. Sie brachten über 3000 Gefangene und 8 Geschütze ein.

Oberste Heeresleitung.

Großes Hauptquartier, 1. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Westlich von La Bassee richtete eine umfangreiche Sprengung unsrer Truppen erheblichen Schaden in der englischen Stellung an. Ein englisches und ein französisches Flugzeug wurden abgeschossen, die Insassen sind gefangengenommen.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Keine wesentlichen Ereignisse.

Balkan-Kriegsschauplatz.

An einzelnen Stellen fanden erfolgreiche Kämpfe mit feindlichen Nachhuten statt. Bei Prizren nahmen die bulgarischen Truppen 15000 Serben gefangen und erbeuteten viele Gebirgsgeschütze und sonstiges Kriegsgerät.

Oberste Heeresleitung.

Sofia, 1. Dezember. Bulgarischer Generalstabsbericht vom 29. November. Mittags haben unsere Truppen nach kurzem Kampf von entscheidender Bedeutung die Stadt Prizren genommen. 16000 bis 17000 Gefangene wurden gemacht, 50 Feldgeschütze und Haubitzen, 20000 Gewehre, 148 Automobile und eine ungeheure Menge Kriegsmittel wurden erbeutet. Die Zahl der Gefangenen wächst unaufhörlich. König Peter und der russische Gesandte Fürst Trubetzkoi sind am 28. November nachmittags ohne Begleitung mit unbekanntem Ziel davon geritten. — Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Schlacht von Prizren, wo wir die letzten Reste der serbischen Armee gefangen nahmen, das Ende des Feldzuges gegen Serbien bedeuten.

Großes Hauptquartier, 2. Dezember.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Außer Artillerie- und Minenkämpfen an verschienen Stellen der Front keine besonderen Ereignisse. Nordwestlich von St. Quentin fiel ein wegen Motorschaden niedergegangener Doppeldecker mit zwei englischen Offizieren in unsere Hand.

Oestlicher Kriegsschauplatz.

Die Lage ist unverändert.

Die Schilderung des russischen Tagesberichts vom 29. November über Kämpfe bei Illuxt-Kasimirschki ist frei erfunden.

Bei der Armmee des Generals Grafen v. Bothmer wurden vorgehende schwache Abteilungen der Russen von den Vorposten abgewiesen.

Balkan-Kriegsschauplatz.

Westlich des Lim wurden Bolsanto, Pleolje und Jabuka besetzt. Südwestlich von Mitrovica wurden 4000 Gefangene und 2 Geschütze eingebracht.

Oberste Heeresleitung.

Vermischtes.

Nebra, 1. Dezember. Das Eiserne Kreuz wurde auf dem westlichen Kriegsschauplatze für besondere Tapferkeit dem Kriegsfreiwilligen Friedrich Ronneburg verliehen.

Die Vorräte an Butter und Fett, die in Deutschland erzeugt werden, reichen zwar hin, um den notwendigen Bedarf der Bevölkerung an Butter und Fett zu decken. Mit den vorhandenen Vorräten muß immerhin sparsam umgegangen werden, damit ein Mangel an Butter und Fett vermieden wird. Ein besonders starker Fettverbrauch pflegt erfahrungsgemäß zur Weihnachtszeit zur Herstellung von Kuchen und Stollen stattzufinden. Vielfach werden sogar für die Weihnachtsbäckereі besondere Vorräte an Butter und Fett aufgesammelt. Ein solcher Fett- und Butterverbrauch liegt keinesweges im Interesse einer gleichmäßigen und gesicherten Versorgung der Bevölkerung mit Fett. Deshalb ist auf Anordnung des Generalkommandos im Bezirk des IV. Armeekorps überall die Herstellung von Kuchen, Stollen und Napfkuchen aus Hefenteig verboten worden. Dies Verbot gilt auch für Haushaltungen. Im Vaterländischen Interesse wird die Bevölkerung auf den Genuß der hergebrachten Weihnachtsstollen und Weihnachtskuchen besonders dann gern und willig verzichten, wenn sie sich bewußt ist, damit zur Sicherstellung unserer Volksernährung und zum Scheitern der Aushungerungspläne unserer Feinde beizutragen.

Kleinwangen, 1. Dezember. Vom Tode des Ertrinkens gerettet. Kaum hatte der Frost der letzten Tage die Unstrut mit einer dünnen Eisdecke überzogen, als sich auch schon die liebe Jugend, darunter das fast 6jährige Söhnchen des zur Zeit in Rußland kämpfenden Schmiedemeisters Langguth, auf dieser vergnügte. Plötzlich brach das Eis und Langguth fiel ins Wasser. Mehrere Knaben eilten zu Hilfe und dem 11jährigen Hermann Stößel gelang es, Langguth bei der Hand zu fassen. In diesem Augenblicke brach jedoch das Eis weiter und auch Stößel versank in den eisigen Fluten. Durch das Geschrei der Kinder auf die Gefahr aufmerksam gemacht, eilte eine Frau zur Unfallstelle. Es gelang ihr, Stößel, der sich bis zum Ufer wieder heran gearbeitet hatte, aus dem Wasser zu ziehen. Langguth war inzwischen unter dem Eise hinweg bis zu einer offenen Stelle in der Mitte des Flusses getrieben. Mittlerweile hatten sich eine Anzahl Frauen mit langen Stangen und Haken eingefunden. Leider war es ihnen nicht möglich, dem Knaben, der bereits die Besinnung verloren hatte, zu helfen. In diesem Augenblicke kam der 18 Jahre alte Schuhmachergeselle Otto Eigendorf zur Unfallstelle. Ohne einen Augenblick zu zögern, sprang er in die eiskalte Flut, zerschlug mit den Fäusten das Eis und bahnte sich einen Weg bis zu dem Verunglückten, von dem nur noch ein Arm aus dem Wasser ragte. Der mutige Retter erfaßte den Kleinen mit beiden Händen und versuchte nun an Land zu schwimmen, doch hinderten ihn hieran Eisschollen, die immer wieder gegen ihn trieben. Erst, nachdem von den am Ufer stehenden Leuten die Eisschollen zur Seite gezogen waren, erreichte er mit dem bewußtlosen Knaben das Ufer. An Langguth sofort angestellte Wiederbelebungsversuche hatten nach einiger Zeit auch Erfolg, zur großen Freude der inzwischen herbeigeeilten Mutter. Hoffentlich hat das kalte Bad dem edlen Retter wie auch dem Geretteten keinen Schaden an ihrer Gesundheit zugefügt. Die mutige und brave Tat Eigendorfs verdient höchste Anerkennung. Möge der Lohn nicht ausbleiben. Den Eltern kann nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, ihre Kinder gerade jetzt immer wieder davor zu warnen, das schwache Eis der Unstrut zu betreten.

Von der Unstrut und Finne, 29. November. (Marktbericht.) In Obst und Gemüse waren die Zufuhren reichlich, nicht so in Wild und Geflügel. Es wurden bezahlt für 50 Kilo Speisekartoffeln 3,80—3,90 Mark, Salatkartoffeln, rote Hörnchen, Mäuschen (sogenannte Delikatesskartoffeln) 5—6, Zwiebeln 16—18, Möhren 6—7, Spinat 7—8, Braun- oder Grünkohl 9—10, Weißkraut 5—6, Wirsing 6—7, Rotkraut 9—10, Kohlrüben 5—6, Kohlrabi das Schock 1,50—2,50, Meerrettich stark 16—18, schwach 12—16, Sellerie 4—7,50, Rettich 4—5; Radieschen das Schockbund 1,50—1,75; Kopfsalat das Schock 3—5; Porree und Schnittlauch das Bündchen 0,10—0,15; Blumenkohl das Stück 0,15 bis 0,20; Rosenkohl 0,40—0,45, Schwarzwurzeln 0,24—0,26, rote Rüben 0,10 Mk. Obst: 50 Kilo Kochbirnen 6—8 Mk., Eßbirnen 8—10, Tafelbirnen 12—18, gedörrte Birnen 30—40, Kochäpfel 6—7, Eßäpfel 7—9, Tafeläpfel 10—18, Kürbis 8—9, Walnüsse 50—52, Haselnüsse 55—60 Mk. Ferner wurden bezahlt für 50 Kilo Lebendgewicht bei Schweinen im Gewichte von 130—180 Pfd. 90 bis 101 Mk., 180—240 Pfd. 105—110, noch schwereren 110—120; Bullen, Ochsen, Stieren und Färsen 67 bis 70, Kühen 58—66, Kälbern 58—66, Hammeln 54—58, Lämmern 58—64 Mark. Ein großes Angebot herrschte in Läuferschweinen.

Naumburg, 30. November. Der geflüchtete Raubmörder Beyer, der den Oberkellner Kotter vorige Woche im Verein mit dem Kellner Zander in Dechants Grund überfallen und beraubt hat, ist nunmehr in Konstanz am Bodensee ergriffen worden. Er wird der gerechten Sühne nicht entgehen. Beide Unmenschen hatten ihr Opfer durch 10 bis 15 Messerstiche zu töten versucht. Außerdem war der Versuch gemacht worden, den Unglücklichen zu erwürgen. Besonders ein Stich hinter dem Ohr war lebensgefährlich und nur wie durch einen Zufall ist der so grausam Verletzte, der sich bis jetzt außer Lebensgefahr befinden soll, dem Tode entronnen. Der Kellner Zander, der Kumpan des Beyer, war gleich andern Tages verhaftet worden. Dem Beraubten, der 500 Mk. bares Geld bei sich geführt hatte, hatte man nur einen Zehner gelassen. Seine ersterbenden Hilferufe machten die Bewohner des am Dechants Grunde stehenden Hauses auf den Unglücklichen aufmerksam, der in einer sumpfigen Lache, über und über von Blut und Schmutz besudelt, aufgefunden ward. — Zu dem gemeldeten Mordversuch in Dechantsgrunde wird noch berichtet, daß die Verletzungen des überfallenen Oberkellners Kotter, durch den in Konstanz verhafteten Müller (nicht Beyer), von Schlägen mit Pfundgewichten herrühren, die nach eigenem Geständnis die Täter aus dem Kaffeehause, in dem sie beschäftigt waren, zum Zwecke des Ueberfalles mitnahmen, und von denen der eine Schlag an der Schläfe nahezu den Tod des Beraubten herbeiführte. Nach seiner Angabe ist er früh gegen 3 Uhr wieder soweit zum Bewußtsein gelangt, daß er sich nach Hause schleppen konnte, und zwar vom Tatorte aus, der in völlig unbewohnter Gegend unterhalb des Grundes nur durch einen selten begangenen Fußweg zu erreichen ist.

Artern, 29. Nov. Im benachbarten Schönfeld erschien ein etwa 20jähriger Mensch in einem Hause und bot einer Frau ein Hemd zum Kauf an. Bei dieser Gelegenheit hielt der Unbekannte der Frau ein getränktes Taschentuch vor die Nase, wodurch sie betäubt wurde, und band sie an Händen und Füßen. Dann brach er Tischkasten und Kommode auf und raubte das Geld, das er vorfand. Leider ist es nicht gelungen, den Räuber zu ermitteln.

Voigtstedt, 29. Nov. Beim Ueberschreiten und Berühren eines herabgelassenen elektrischen Leitungsdrahts wurden zwei wertvolle Zugpferde des Gemeindevorstehers Lorenz sofort getötet. Der Knecht kam mit dem bloßen Schrecken davon.

Kirchliche Nachrichten.

2. Advent.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Abend 5 Uhr Kriegsbetstunde.

Beim Ausgang werden Gaben für unterstützungsbedürftige Kriegerfamilien unserer Gemeinde gesammelt.

Beerdigt: Am 1. Dezember August Kaphun, pensionierter Polizeiwachtmeister, 73 Jahre alt.

Anordnung.

Auf Grund des § 49 der Bundesratsbekanntmachung über den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915 vom 28. Juni 1915 (R.-G.-Bl. Nr. 83) wird für den Kreis Querfurt folgende Anordnung erlassen:

§ 1. Die Herstellung von Kuchen, Stollen und Napfkuchen aus Hefenteig wird verboten. Dies Verbot gilt auch für Haushaltungen.

§ 2. Zuwiderhandlungen gegen diese Anordnung werden gemäß § 57 der Bundesratsverordnung vom 28. Juni 1915 mit Gefängnis bis zu 6 Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 1500 Mark bestraft. Auch kann gemäß § 58 a. a. O. die Schließung der gegen diese Bestimmung verstoßenden Geschäfte angeordnet werden.

§ 3. Vorstehende Anordnung tritt mit dem Tage der Veröffentlichung in Kraft.

Querfurt, den 30. November 1915.

Der Kreis-Ausschuß.
Behm, Kreisdeputierter.

Wird hiermit veröffentlicht.
Nebra, den 3. Dezember 1915.

Die Polizei-Verwaltung.
J. V.: W. Kabisch.

Bekanntmachung.

Es wird nochmals gebeten, die noch fehlenden Adressen der zur Fahne einberufenen Personen hiesiger Stadt **sofort** bei uns abzugeben, damit mit der Versendung der Weihnachtspakete keine Verzögerung eintritt.

Nebra, den 3. Dezember 1915.

Der Magistrat.
W. Kabisch

Bekanntmachung.

Denjenigen Herren, welche sich an der diesjährigen Viehzählung ehrenamtlich beteiligt haben, sprechen wir hierdurch unsern ergebensten Dank aus.

Nebra, den 3. Dezember 1915.

Der Magistrat.
W. Kabisch.

Weihnachtsgaben für unsere Krieger.

In nächster Zeit soll mit dem Packen der Kriegerpakete zum Weihnachtsfeste begonnen werden.

Es wird herzlichst um Gaben dazu gebeten. Besonders erwünscht sind **Zigarren, Zigaretten, Tabak, Strümpfe, Taschentücher, Seife, Briefpapier, Schokolade** und dergleichen. Alle Gaben werden gern in der Pfarre entgegen genommen.

Frau Oberpfarrer **Schwieger.**

Kräftige

Arbeiter gesucht!

Nach Beendigung der Campagne in den Rübenzuckerfabriken finden kräftige und fleißige Leute aus diesen bei uns **andauernde** Beschäftigung bei **hohen** Lohnsätzen; der Antritt kann jederzeit erfolgen, Meldung beim Portier, am besten gegen acht Uhr früh.

ZUCKERRAFFINERIE HALLE.

Feldpostkartons

(Blechbüchsen mit Verschluß à 1 Pfd.)
sind wieder eingetroffen
Waldemar Kabisch.

Portofrei ins Feld zu schickende
Feldpostmappen
enthaltend 5 Briefbogen, 5 Briefumschläge und 3 Postkarten mit Feldpostwordruck
empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Frühstücksheringe,
Bismarkheringe,
Senfheringe
— in Dosen —
trafen wieder ein. **Waldemar Kabisch.**

Selbstgemahlene reine
Schlachtegewürze
empfiehlt zum billigsten Tagespreise
Waldemar Kabisch.

Alle
irgendwo und von wem angebotenen Bücher
Werke, Broschüren, Musikalien usw.
besorgt
Karl Stiebitz.

Läuse!

beseitigt innerhalb weniger Minuten
„Haarelement".
Sendet Haarelement ins Feld! à Flasche 50 Pfg. bei **Walter Gutsmuths,** Adler-Drogerie.

Nachlaß-Versteigerung.

Dienstag, den 7. Dezember, nachmittags 2 Uhr

sollen **Wasserweg Nr. 5** verschiedene Gegenstände, als:

Ladeneinrichtung, Kaffeebrenner, und verschiedene Fastagen, ferner Wirtschaftsgegenstände, u. a. Waschgefäße, Bettstellen mit Matratzen, Schränke, Kommoden, Tische, Stühle usw.

öffentlich meistbietend gegen Barzahlung verkauft werden.

Unser wohlschmeckender und preiswerter
Kaffee-Ersatz
Viktoria-Mischung
erfreut sich jetzt in der teuren Zeit allgemeiner Beliebtheit, er ist sparsam, gutbekömmlich, und billig.

Zu haben bei:
Paul Schwerdt, Nebra,
Walter Gutsmuths, Nebra,
R. Barthel Inh. A. Barthel, Nebra,
Frl. Anna Küster, Nebra,
A. Oelschig, Nebra.

Briefpapier in Kassetten

empfiehlt in allen Preislagen **K. Stiebitz.**

Lachs in Dosen,
Oelsardinen in Dosen,
Anchovis-Paste in Tuben,
empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Feinste Ochsenzungen

in kleinen Dosen, ins Feld zu senden,
empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Neues Magdeb. Sauerkraut

empfiehlt **Waldemar Kabisch.**

Kartenbriefe

— ins Feld oder in die Heimat zu senden —
empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Feldpostbriefumschläge

hält vorrätig **Buchdruckerei Nebra.**

Leinwandadressen zum Aufnähen

empfiehlt **Buchdruckerei Nebra.**

Feldpoststülpschachteln

empfiehlt billigst
Buchdruckerei Nebra.

Heute morgen 3 Uhr entschlief nach langem, schwerem Leiden meine heißgeliebte Frau, unsere liebe treusorgende Pflegemutter und Schwiegertochter

Bertha Wünscher

geb. Vinzens,

im bald vollendeten 49. Lebensjahre.

Dies zeigen schmerzerfüllt an

Familie **Wünscher.**

Nebra, den 1. Dezember 1915.

Beerdigung findet Sonnabend, nachmittag 3 Uhr, statt.

Für die vielen Beweise herzlicher Teilnahme beim Hinscheiden unseres lieben Entschlafenen sagen wir auf diesem Wege unseren innigsten Dank.

Im Namen der übrigen Hinterbliebenen:
Mathilde Gleitsmann geb. Kaphun.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra. **Hierzu Sonntagsblatt.**

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt

Bewundert immerhin die Ruinen!
Doch laßt euch eine als Wohnung dienen:
Gleich wünscht ihr aus der Vorzeit Graus
Zurück euch in ein modernes Haus.

Im Hause des Cherubim.

(9. Fortsetzung.)

Erzählung von Heinrich Köhler.

(Nachdruck verboten.)

Ironisch warf Hans Schönfeld ein: „Eine sehr liebenswürdige Rücksichtnahme!“ Im Grunde seines Herzens war er betroffen und zugleich wütend über den ruhigen, sachlichen Ton, in welchem die junge Frau zu ihm sprach.

Sie zeigte eine Überlegenheit in ihrem Wesen, die die Rollen geradezu vertauschte. Es war, als ob sie über Nacht um zehn Jahre reifer und verständiger geworden wäre.

„Ja, eine Unbesonnenheit, die, das habe ich mir mit schweren Selbstvorwürfen gesagt, die Folge meiner eigenen Unbesonnenheit ist,“ sagte Elisabeth errötend.

„Im stillen hatte ich immer noch gehofft, Sie würden innerhalb vierundzwanzig Stunden zur Besinnung kommen und — Großmut üben.“

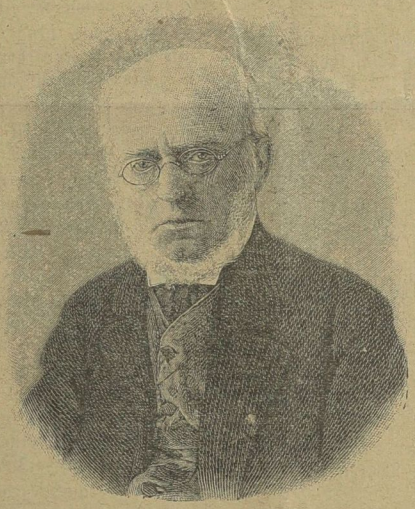
„Aber für alle Fälle öffneten Sie die Türen und schlossen die Hunde ein,“ warf der Assessor spöttisch hin.

„Vielleicht war das nur eine Naivität von mir, vielleicht hätten Sie sich ernstlich gar nicht in Gefahr gebracht. Dann habe ich den früheren Torheiten eine neue hinzugefügt. Aber ich bin nicht unbeschützt, ein Zug hier an der Klingel ruft das Mädchen herbei.“

Der Assessor biß sich auf die Lippen.

„Ich wollte ein Unglück verhindern, das unfehlbar einen Skandal zur Folge haben mußte.“

„Und ich sagte mir, wenn Sie die Überlegenheit, die Ihnen mein gedankenlos-törichtes Verhalten gab, wirklich in der Weise geltend machten, daß Sie heute hierher kämen, dann bliebe mir nichts weiter übrig, als mich mit Ihnen auseinanderzusetzen, Ihnen zu sagen, daß Ihre Kühnheit von meiner Seite keine Erwiderung findet, daß ich nie vergessen habe und nie vergessen werde, daß ich die Frau Rudolf Brieger bin.“



Adolf von Menzel,

der Größten einer im Reiche der Kunst, erblickte am 8. Dezember 1815 das Licht der Welt. Vor 10 Jahren, am 9. Februar 1905, starb der 90-jährige nach einem Leben harter Arbeit und glänzenden Erfolges in Berlin. Als Maler, Radierer, Lithograph und Zeichner hat er gleich Vortreffliches geleistet. Aus der Fülle seiner unsterblichen Werke sei nur an die Illustrationen zur Zeit und zum Leben Friedrichs des Großen erinnert; von seinen Ölgemälden sind vor allem das „Flötenkonzert“, „Das Eisenwalzwerk“ und die „Piazza d'Erbe in Verona“ berühmt.

„Wenn ich mit meinem Hierherkommen zu kühn gewesen bin,“ fuhr der Assessor erregt auf, „so bin ich, im Gegenteil zu Ihren Worten, dazu aufgemuntert worden.

„Ihre bisherige Vertraulichkeit gab mir ein Recht, mich für Ihren Freund zu halten.“

„Was ist geschehen, was habe ich getan, daß Sie meinen Hoffnungen mit so grausamen Worten entgegentreten?“

„Was für Hoffnungen?“ rief Elisabeth zornig. „Ich habe mich mit Ihnen gern unterhalten, und mein ganzer Fehler bestand darin, daß ich Ihnen zu viel Gelegenheit dazu gab. Ich bin bis gestern ein dummer, unerfahrener Kindskopf gewesen — wie sehr ich es war, darüber haben Sie mich aufgeklärt.“

„Wenn man in einer Weltstadt gelebt hat, glaubt man schwer an eine solche Kindlichkeit, ein jeder wird dafür eine andere Deutung haben.“

Elisabeth errötete in tiefer Verlegenheit. Es wurde ihr immer schwerer, ihre Festigkeit zu bewahren.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0005

„Ich bin leichtsinnig gewesen, das gebe ich zu!“ rief sie mit Tränen in den Augen, „ich war blind und unerfahren.

„Wie ein dummer Backfisch habe ich gehandelt, nicht wie eine Frau. Aber ich will ja auch Buße dafür tun.

„Ich habe diese Unterhaltung nicht verhindert, um Ihnen zu sagen, daß ich, wenn Sie nicht Großmut üben und mich in Zukunft in Frieden lassen, meinem Manne mein Verhalten eingestehen und mich seinem Urteil unterwerfen will.“

Der Assessor sah sie mit ungläubigem Lächeln an.

„Das werden Sie unterlassen,“ entgegnete er in kaltem Ton, „denn das hätte für Sie nicht den geringsten Zweck.

„Es würde nur den ehelichen Frieden untergraben, und die erste Folge wäre ein Duell zwischen ihm und mir, indem ich ihn unfehlbar töten müßte, denn ich bin ein ausgezeichneter Pistolenschütze.“

Diese unerbittliche Logik, denn dafür sah Elisabeth es an, drückte die junge Frau vollständig nieder. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte, ihre Sicherheit schwand mehr und mehr.

„Ach,“ stammelte sie in höchster Verzweiflung, „das nenne ich nicht die Handlungsweise eines ehrenhaften Mannes, das ist Feigheit!“

„Nein,“ entgegnete der Assessor, aber diesesmal in sanftem, einschmeichelndem Ton, „nein, es ist etwas anderes.

„Können Sie sich nicht denken, was mich so hartnäckig eine Position verteidigen läßt, die Sie mir selbst eingeräumt haben, deren ich mich durch mein respektvolles, diskretes Benehmen würdig zeigte?

„Seien Sie nicht grausam, schenken Sie mir Ihr Vertrauen wieder, lassen Sie mich nur ein einziges Mal sagen, daß Sie die Königin meines Herzens sind, aber daß ich niemals Ihren Frieden stören werde.“

Während dieser Worte suchte er über den Fauteuil hinweg die Hand Elisabeths zu ergreifen, und in demselben Moment erschütterte ein mächtiger Faustschlag das Fenster, so daß es weit aufsprang, und eine dröhnende Stimme rief draußen: „Sultan! Mylord! hierher!“

„Mein Mann! Ich bin verloren!“ murmelte Elisabeth, indem sie sich gegen die Wand lehnte, um nicht umzusinken.

Einige Sekunden später wurde die Tür des Zimmers energisch von außen geöffnet und Rudolf Brieger erschien mit zorngerötetem Gesicht darin.

Hans Schönfeld, der in der kurzen Zwischenzeit bleich und erschreckt wie gelähmt dagestanden hatte, schwang sich auf das Fensterbrett und wollte in den Garten hinabspringen.

Aber er hatte kein Glück mit seiner Flucht, denn draußen stand Franz Brieger in Begleitung zweier Neufundländer, die nur darauf warteten, sich auf den Eindringling zu stürzen, wenn er zur Erde nieder kam.

„Hier kommt niemand durch,“ sagte der ältere der Brüder ruhig. „Bleiben Sie in Gottes oder des Teufels Namen da, wo Sie sind.“

Der Assessor hatte vollständig den Kopf verloren, er stieg gehorsam wie ein Kind vom Fensterbrett wieder ins Zimmer zurück und befand sich gleich darauf Rudolf gegenüber, der soeben die Tür nach dem Flur geschlossen hatte.

Die Augen des beleidigten Gatten richteten sich zuerst auf Elisabeth, die fassungslos zwischen der Wand und dem Fauteuil stand, hinter welchem sie Schutz gesucht hatte, dann fielen sie auf Hans Schönfeld, der vor dem drohenden Blicke zurückwich wie vor einem Gespenst.

In der nächsten Sekunde hatte ihn die kräftige Faust Rudolfs am Halskragen gepackt, so daß er kaum Luft zu holen vermochte.

„Elender Schuft!“ schleuderte ihm der Zornige ins Gesicht.

„Mäßigung, Herr Brieger!“ stotterte der Assessor keuchend. „Ich erkläre mich mit jeder Genugtuung einverstanden, nur keine Brutalität!“

Mit den herausquellenden entsetzten Augen und den verzerrten Gesichtszügen machte er einen Mitleid erregenden Eindruck. Sein Körper zitterte, seine Stimme hatte jeden Klang verloren.

Der robuste Rudolf sah sich diese Jammergestalt, welcher der Schreck so in alle Glieder gefahren war, von oben bis unten an.

Der sonst so formengewandte, geschniegelte Herr fiel in dieser Lage vollständig ab, man konnte wirklich nur Mitleid mit ihm empfinden.

Unter diesem Eindruck seine Kaltblütigkeit wiederfindend, begnügte sich Rudolf damit, ihn gehörig zu schütteln und warf ihn dann auf einen Fauteuil, wo Hans Schönfeld wie eine willenlose Puppe niedersank.

„Ich will keinen Skandal heraufbeschwören,“ sagte Rudolf darauf zu dem Gezüchtigten, „und werde Ihnen also kein Haar krümmen! Hören Sie an, was ich Ihnen zu sagen habe. Es läge in meiner Macht, Ihre ganze Karriere zu vernichten, aber damit würde ich zugleich die Ehre meines Namens bloßstellen, und so verzichte ich auf jede Rache. Eine Genugtuung im Sinne des Kavalierkodex zu fordern, liegt mir gänzlich fern; Sie sind mir keinen Schuß Pulver wert. Wie Sie oder andere darüber denken, ist mir gleichgültig. Selbstverständlich verlassen Sie sofort unser Haus und richten es so ein, daß ich Sie morgen nicht mehr in M. vorfinde. Denn wenn Sie mir noch einmal begegnen sollten, dann stehe ich für nichts, so wahr Gott lebt! Und nun verschwinden Sie! — Franz,“ rief er zum Fenster hinaus, „gib ihm den Weg frei!“

Der Assessor hatte es sehr eilig, der letzten Weisung nachzukommen.

Er erhob sich und ging mit schwankenden Beinen, gekrümmtem Rücken und niedergeschlagenen Augen zur Tür, ohne es zu wagen, einen Blick auf Elisabeth zu werfen.

Das Haar hing ihm zerzaust ums Gesicht, er wollte sich mit bloßem Kopf entfernen.

„Sie vergessen Ihren Hut!“ rief ihm Rudolf ironisch nach.

Hans Schönfeld kehrte noch einmal zurück, bemächtigte sich mit einer schnellen Gebärde seiner Kopfbedeckung und verschwand dann eiligst unter der Tür.

Die kräftige, männliche Gestalt Rudolfs stand mit übereinander geschlagenen Armen unbeweglich daneben und sah ihn im Dunkel des Korridors verschwinden.

Seine stolze Ruhe, sein energisches Auftreten hatten der jungen Frau trotz der mehr als peinlichen Lage, in welcher sie sich befand, ein Gefühl der Bewunderung abgenötigt. Die Willenskraft, mit welcher er sein gewiß furchtbar aufgeregtes Gemüt beherrschte, imponierte ihr.

Sie verglich ihn mit dem geschmeidigen Assessor, durch dessen phrasengespickte Unterhaltung sie sich hatte betören lassen, so daß sie ihn in ihrem phantastischen Köpfchen mit allen Vorzügen eines Romanhelden umgab, und der Vergleich fiel sehr zu Ungunsten des letzteren aus.

Sie verachtete diesen nach seinem Benehmen eben noch mehr als sie es bereits vorher seines dreisten Auftretens und seiner Zudringlichkeit wegen getan hatte.

Wie furchtbar war sie durch diesen Menschen enttäuscht worden, und welche klägliche Rolle hatte er beim Erscheinen ihres Gatten gespielt! Das Lächerliche derselben hätte selbst eine stärkere Sympathie vernichten müssen, als Elisabeth für ihn empfunden hatte.

Man hörte deutlich, wie Franz draußen die Tür des Vorgartens hinter dem Assessor ins Schloß warf.

Rudolf trat jetzt tiefer ins Zimmer hinein und wandte sich an seine Frau, die mit ängstlichem Herzklopfen dem Zornesausbruch ihres Gatten entgegensah.

Rudolf bemerkte es, wie sie an allen Gliedern flog.

„Beruhige dich,“ sagte er kalt, „ich werde dir keine Vorwürfe machen, noch sonstige Redensarten an dich verschwenden. Dadurch wird das Geschehene doch nicht ungeschehen gemacht. Ich wünsche keinen Skandal, die Ehre unserer Familie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0006

soll unter allen Umständen gewahrt werden, und dies wäre nicht möglich, wenn man viel Geschrei von der Sache machte. Aber du wirst begreifen, daß es zwischen uns keine Gemeinschaft und kein Vertrauen mehr geben kann."

„Ich bitte dich, höre mich an, Rudolf, du weißt nicht —"

„Ich weiß genug," entgegnete er energisch abwehrend.

„Nein, nein, laß dir erklären —"

„Ich will keine Erklärungen, die ganze Situation erklärt sich selbst."

„Ich gebe ja zu, daß der Schein gegen mich ist —"

„Nicht bloß der Schein. Die Türen offen, die Hunde eingesperrt, das Mädchen entfernt — da ist jede Erklärung überflüssig."

„Und doch — mein Gott — wenn du mich anhören würdest —"

„Nein," sagte er heftig, „nein, ich will es nicht. Schweige still, ich stehe sonst nicht für mich."

Elisabeth ließ verzweifelt den Kopf auf die Brust sinken.

„Wir werden von jetzt ab von einander getrennt leben," fuhr Rudolf ruhiger fort, „das ist alles. Ich werde es so einrichten, daß ich meist hier draußen wohne und du wirst in dem Hause in der Stadt bleiben. Ich werde dafür sorgen, daß es dir dort an nichts fehlt."

Als Elisabeth eine Bewegung machte, wie um zu protestieren, ließ er ihr nicht die Zeit, ihn zu unterbrechen, sondern fuhr energisch fort:

„Ich will es so — und es ist das wenigste, daß du mir gehorchst. Du wirst also von morgen an in M. wohnen, Franz wird dich dahin begleiten. Weiter habe ich dir nichts zu sagen."

Nach diesen Worten ging er zur Tür, ohne einen Blick auf seine Frau zu werfen. Diese hatte den Fauteuil zurückgestoßen und machte eine Bewegung, als wolle sie sich ihm zu Füßen werfen und seine Verzeihung erflehen.

„Rudolf, höre mich an!" rief sie mit flehender Stimme.

Aber er hörte nicht, oder wollte sie nicht hören. Er sprach im Vorflur mit Franz, und gleich darauf verriegelte er die Haustür und stieg mit seinem Bruder in den ersten Stock hinauf. Das Gebäude lag wieder in tiefes Schweigen gehüllt da.

9.

Im Briegerschen Hause in der Burgstraße zu M. war es noch stiller und einsamer geworden als zu Zeiten der Tante Antonie.

Die Läden der Fenster, welche auf die Straße hinausgingen, blieben mit Ausnahme einiger Stunden des Sonnabends, wo Katharine die Möbel klopfte und den Fußboden säuberte, geschlossen.

Auch die Prunkzimmer der jungen Frau wurden nur selten betreten.

Sie lagen in Halbdunkel gehüllt, und da die dicken Smyrnateppiche jeden Schritt dämpften, so hörte man niemals ein Geräusch darin.

Der Assessor hatte nicht erst den nächsten Tag abgewartet, um aus M. zu verschwinden, sondern es vorgezogen, noch an demselben Abend den Nachtzug nach Berlin zu benutzen.

Dort hatte er eine plötzliche Krankheit zum Vorwand genommen und seine Vorgesetzten um längeren Urlaub gebeten.

Einen Kollegen beauftragte er, seine Effekten und Bücher aus dem Hause Brieger holen zu lassen.

Acht Tage später waren die beiden Zimmer über dem Kontor wieder leer und Rudolf ließ seine Geschäftsbücher und Papiere hineinbringen.

Dort schlief er auch, wenn ein unvorhergesehener Zufall ihn in M. zurückhielt, die übrige Zeit lebte er in der Villa.

Elisabeth führte ein sehr zurückgezogenes, fast klösterliches Leben. Sie entließ ihr Stubenmädchen Marie und begnügte sich mit der Bedienung der alten Katharine.

Dann unterzog sie ihre Garderobe einer Musterung, verschloß die eleganten Toiletten in den Schränken und kleidete sich einfacher.

Sie bekümmerte sich um die Wirtschaft, ließ sich von Katharine darin unterweisen und hielt sich in den freien Stunden meist in ihrem Schlafzimmer auf, wo ein Porträt der Tante Antonie, ein altes Pastellbild mit halb verblaßten Farben, ihr jeden Abend und Morgen einen vorwurfsvollen Blick zuzuwerfen schien.

Sie sah niemand, als bei den Mahlzeiten den schweigsamen Franz, der mit melancholischer Miene seiner Schwägerin gegenübersaß.

Sie sprachen fast nie miteinander, ausgenommen in der Gegenwart Katharinens, vor welcher der Schein aufrecht erhalten werden mußte.

Wenn sie allein waren, schwieg ein jedes von ihnen wie auf Verabredung.

Franz war dann anscheinend eifrig mit dem Essen beschäftigt, und wenn Elisabeth in der ersten Zeit zuweilen die Augen mit flehender Miene zu ihm erhob, als wollte sie an sein Mitleid appellieren, so wandte er den Kopf ab und richtete liebkosende Worte an Mylord, den prächtigen Neufundländer, der dicht bei ihm saß, seinen Kopf auf die Beine seines Herrn gelegt hatte und mit klugen Augen zu ihm aufsah.

Die junge Frau merkte ihrem Schwager an, daß er jeder Auseinandersetzung ausweichen wollte und ebenso streng wie sein Bruder über sie dachte und urteilte.

Diese bedingungslose Verurteilung, die ihr jede Rechtfertigung abschnitt, erweckte ihren Stolz, so daß sie nun absichtlich schwieg.

Nach dem Dessert erhob sich Franz, nachdem er seine Serviette mit peinlicher Genauigkeit zusammengefaltet hatte, sofort, warf einen kurzen Blick auf das Thermometer und murmelte entweder: Es wird morgen regnen, oder: Wir werden schönes Wetter bekommen, stieß einen tiefen Seufzer aus und ging ebenso geräuschlos aus der Tür, wie er eingetreten war.

Rudolf nahm nur selten an den Mahlzeiten teil, und es ging dabei fast einsilbiger zu.

Elisabeth wagte kaum, die Augen zu ihm zu erheben, und wenn ihr Gatte wirklich einmal zu ihr sprach, so glaubte sie in jedem Worte eine bittere oder verächtliche Anspielung zu entdecken.

Als er kürzlich einmal genötigt war, das Abendessen im Familienkreise einzunehmen, blieb er bis zum Ende verschlossen und schweigsam.

Nur in dem Augenblick, als er sich erhob, sagte er zu Elisabeth, ohne sie anzusehen:

„Du hast also Marie entlassen?"

„Ja, murmelte sie, es war eine unnütze Ausgabe, und ich hatte den Wunsch, mich selber etwas mehr zu beschäftigen."

„Nun freilich," versetzte er in sarkastischem Tone, „das Mädchen konnte dir hier nicht mehr nützlich sein, das begreife ich!"

Sie verstand, daß er ihr damit andeuten wollte, daß Marie ihr als Vertraute in der Villa gedient habe und wollte dagegen protestieren, aber er schloß ihr den Mund mit einem herrischen: Es ist gut! und ging mit seinem Bruder hinaus.

Diese Anzüglichkeiten und hingeworfenen Bemerkungen waren für die junge Frau die schlimmste aller Tortouren.

Sie wußte, daß ihr Gatte sie für schuldiger hielt, als sie in Wirklichkeit war, und daß er nur noch eine stolze Verachtung für sie empfand.

Sie fühlte sich namenlos unglücklich in ihrer jetzigen Lage und nahm sich häufig vor, zu ihm zu gehen und den Versuch zu machen, sich vor ihm zu rechtfertigen.

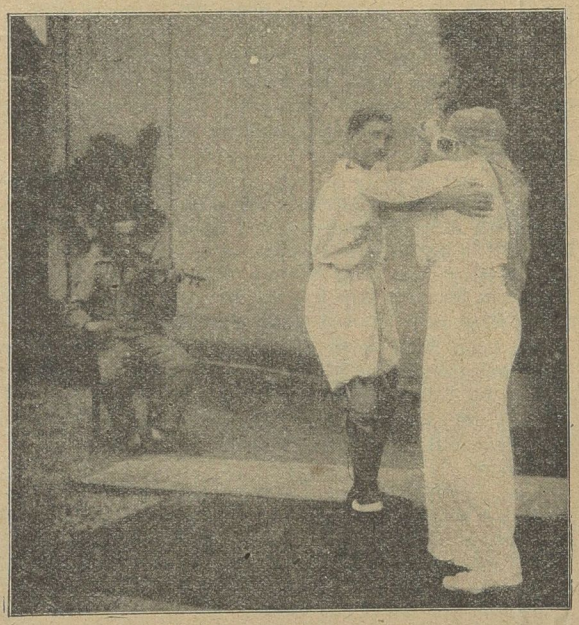
Aber seine schroffe Ablehnung flößte ihr Furcht ein, sie glaubte im voraus zu wissen, daß sie nur harte, ironische Worte zu hören bekommen würde und davor schreckte ihr Stolz zurück. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0007

Wie mein Vogel mein Vögelchen fing.

Erzählt von Fritz Sänger (München).

Zu allererst muß ich natürlich erzählen, wie ich zu meinem Vogel gekommen bin. Auch das ist keine alltägliche Sache, und es ging so: Ich wohnte damals in einer Villa, „möbliert“ natürlich, und als ich an einem so ganz gewöhnlichen Wintertage auf dem Flur etwas zu tun hatte, hörte ich, daß draußen im Treppenhaus ein Jagen und ein Rasen war, als wenn sieben Teufel einander nachstellen würden. Ohne lange nach meinem Revolver zu suchen, ging ich hinaus und siehe da! zwei Spatzen, die herumsausten, als wenn sie alle Ecken wegrennen wollten. Erst begriff ich das nicht, aber gleich der nächste Augenblick machte mir die Lage klar. Hinter den Spatzen sauste nämlich ein Raubvogel her, der nicht die freundlichste Miene aufgesetzt hatte.



Es gibt keine Krüppel mehr.

Ein österreichischer Kriegsinvalide, der mit zwei künstlichen Beinen zu tanzen vermag.

Durch mein Dazwischenkommen kam aber das Raubgetier aus dem seelischen Gleichgewicht, verlor sofort die Herrschaft über die Lage und hatte nur noch den einen Gedanken: auszurücken. Dazu wählte es einen etwas zu direkten Weg; es wollte nämlich schlank durch die Fensterscheiben hindurchfliegen. Das ging nicht, aber die Spatzen entkamen in dieser Kampfpause, und ich faßte zu und hatte den Vogel bei den Flügeln.

Es war ein schöner Falke. Er hatte ganz die Formen und Manieren eines Adlers, griff mit den Fängen zu, schlug mit den Flügeln und hackte mit dem Schnabel, aber es zeigte sich doch, daß zwei Menschenhände mehr sind, als die sämtlichen Hau-, Schlag- und Reißwerkzeuge eines solchen Raubgetiers, und wir paßten uns so nach und nach der neuen Lage an.

Auf diese Weise bin ich zu meinem Vogel gekommen, den ich bald durch Hunger, Zärtlichkeit, gute Fleischbrocken und andere Mittel zu einem zahmen, verträglichen Hausgenossen machte.

Also den Vogel hatte ich nun, aber jetzt das Vögelchen.

Eigentlich kam es fast ebenso unvermutet herein, in meine Wohnung, wie der Vogel; es jagte natürlich keinen Spatzen nach, wenn es auch ein lustiges Vögelchen war; es war mir auf dem durchaus regulären Wege in einem Café von einer Freundin, der Frau N., vorgestellt worden, und es gefiel mir sogleich ganz außerordentlich. Ich lud es auch ein, mich bei Gelegenheit zu besuchen. Dann sah und hörte ich lange Zeit nichts mehr von dem Vögelchen, und da es immer sehr viel Sachen gibt, die einem außerordentlich gefallen, und an die man denken muß, hatte ich es fast vergessen, als eines Tages ein recht liebes, oder sag ich freundliches, Brieflein ankam.

Das Vögelchen lud mich zu einem Tee ein. Ich sagte zu, und an dem genannten Tage, zur bestimmten Stunde, pilgerte ich durch einen langen Garten, in dem hinten eine Villa stand, die sich Pension Laubengarten nannte. Bald saß ich in dem in solchen Häusern üblichen Salon. Er war vornehm, reich und ungemütlich. Es dauerte eine Zeit, dann kam das Vögelchen und sagte mir, daß es unendlich bedauere, daß es ihm weiß Gott wie leid täte usw. usw.; es könnte mich auf seinem Zimmer nicht empfangen, eben würde die Zentralheizung repariert. Ich bedauerte natürlich auch aufrichtig und lud das Vögelchen ein, nun zu mir zu kommen, damit wir den Tee in meiner Behausung zu uns nehmen könnten.

Da Vögelchen ein hochwohlgeborenes und hochwohlgezogenes Fräulein war, so hatte es dagegen diverse Bedenken, die ich nicht so leicht, wie ich gedacht, beiseite bringen konnte. Schließlich sagte ich:

„Mein Falke würde sich riesig freuen, gnädiges Fräulein.“

„Einen Falken haben Sie?“

Das war ausschlaggebend. Bald nachher saßen wir einander gegenüber und tauschten alte Erinnerungen aus. Wie das möglich war? — — das war sehr einfach: Das gnädige

Leipziger Presse-Büro.

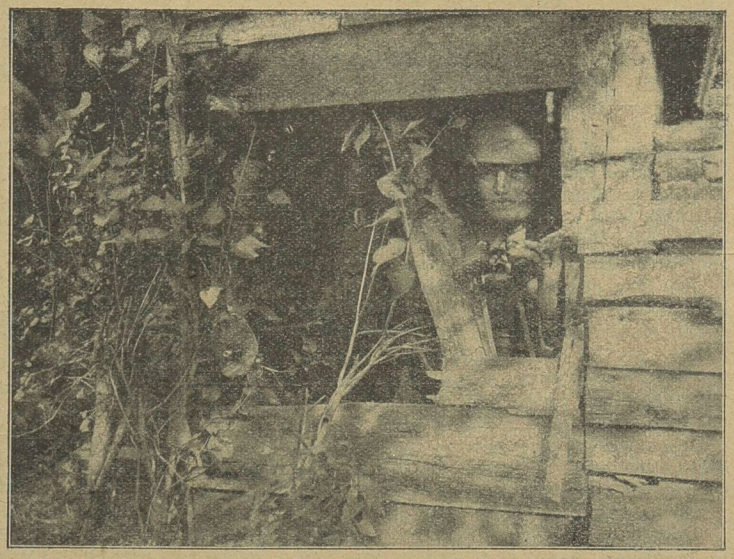
Bulgarische Mädchen mit ihrem eigenartigen Haarschmuck, der oft aus dreißig und mehr Zöpfen besteht, die mit Gold- und Silbermünzen geschlossen werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0008

Fräulein hat nämlich auch studiert, ausgerechnet auch in Zürich, Bonn und Berlin, und so ertappten wir uns bald auf fast gleichen Erlebnissen. Wir hatten in denselben Straßen in Berlin gewohnt, denselben Wein bevorzugt in Köln und Bonn, wir waren auf ein und demselben Züricher See Kahn gefahren, und ich glaube sogar im gleichen Kahne. Wir hatten am Züricher Berg dem gleichen Professor eine Katzenmusik bringen helfen und noch vieles in ganz gleicher Art durchlebt, nur in verschiedenen Zeiten.

Das Vögelchen wollte nun weiter studieren, es wollte nämlich Fräulein Professor werden. Nachdem wir so in der Wissenschaft geschwelgt, kamen wir auf das Gebiet der Kunst. Wir fingen mit ganz nebensächlichen Dingen an: Mona Lisa, Cinque Cento usw. und kamen immer auf wichtigere, bis wir über die Moderne hinweg bei der Kochkunst landeten.

Während ich bei allen vorigen Künsten ganz gut abgeschnitten hatte, so traten meine



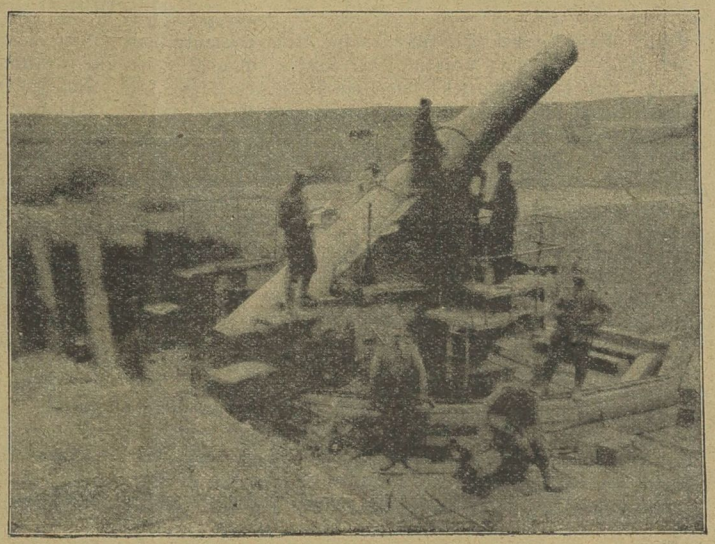
Leipziger Presse-Büro.

Zu den erbitterten Kämpfen in der Champagne. Maschinengewehr auf Vorposten in einem Bretterschuppen.

Leipziger Presse-Büro.

Türkische Soldaten vertreiben sich während ihrer Mußestunden die Zeit mit der Aufführung von nationalen Tänzen.

Siegesbeute im Osten.
In einem Außenfort von Grodno erobertes russisches Festungsgeschütz.
(Zu nebenstehendem Bilde.)



Kenntnisse auf der letzten Seite ganz wesentlich in den Hintergrund gegenüber Vögelchens Erfahrung. Das imponierte mir riesig, und ich gewann eine ganz andere Perspektive, um nun einmal bei den Fachausdrücken zu bleiben, von meiner Dame.

Nachdem die Kunst erledigt war, kamen wir auf das allgemein Menschliche. Auf den Frühling und seine Bedeutung, auf die Mode und die Kanarienvögel, die Klubsessel und was alles in dies Gebiet gehört. Das Gebiet ist ja ganz unerschöpflich. Es kann wohl sein, daß wir auch von der Freundschaft und ihrer Abart, der Liebe, sprachen. Das weiß ich nicht mehr so genau, aber daran erinnere ich mich, daß Vögelchen manchmal in seinem Sessel saß wie ein fleischgewordenes Büschel Sonnenstrahlen, und daß dann ein Glück von ihm ausging, das sich in dem ganzen großen Zimmer verbreitete und bis in die letzten Ecken floß. O, das war keine Täuschung, denn das war nachher noch da, als Vögelchen längst wieder heimgeflogen war.

Bei all dieser Glücksausstrahlung hatte Vögelchen etwas Unnahbares, es fiel zwar kein Wort in diesem Sinne, aber es lag um Vögelchen herum wie ein Netz von Rosenranken mit vielen Dornen, und wir sprachen immer weiter, weiter von dem allgemein Menschlichen, immer nur so weiter, kamen über die Schweizer Alpen in die Schwarzwaldberge, von da in die Lüneburger Heide,

von da zu blonden Haaren mit Rosabändern, und auf einmal wußten wir einfach nichts mehr zu sagen.

Das ist sehr schlimm, o, sehr sehr schlimm, besonders wenn man da von Zeit zu Zeit einander ansieht und schnell wieder die Augen wegwendet, weil man sich doch nicht ansehen wollte — — in dieser Not verfiel ich auf einmal auf den Vogel.

„Richtig, den hab' ich ja noch gar nicht gesehen."

So meinte Vögelchen, und ich meinte:

„Und seinetwegen sind Sie doch hergekommen."

„Aber bitte — — ich wußte doch nicht —"

Und wie Vögelchen das gesagt hat! Da muß in unserem Unterbewußtsein sich irgend etwas ereignet haben.

Ich ging schnell hinaus und holte den Vogel. Er war sehr lieb mit mir, ließ sich streicheln und schmunzelte, wenn er mit seinem Hakenschnabel mir irgendwie eins auswischen konnte; das ist aber immer unsere Unterhaltung gewesen, und ich habe das immer als des Vogels gutes Recht geachtet und anerkannt. Dafür ließ er sich ja überall da, wo er mit seinem Schnabel nicht hinhauen konnte, streicheln.

Als Vögelchen eine Zeitlang zugesehen hatte, wie ich den Vogel behandelte, da bekam es Lust und Kurage und nahte sich mit seinen feinen Fingern.

Es streichelte den Vogel ebenfalls.

„Vögelchen, Vögelchen!" dachte ich, so ganz still für mich.

Der Vogel machte seine großen schönen Augen weit auf und sah das Vögelchen bedeutsam an. Wunderschöne Augen hat er nämlich, der Vogel, klar wie das Licht und rein wie die Freude und goldig, mit einem fein abgegrenzten dunklen Punkt in der Mitte. Seine Blicke verfingen sich in des Vögelchens feinem Gesicht, und einige Male zwinkerte er, dann sah er wieder mich an, und ich meinte, er wollte sagen:

„Heute haben wir aber einen vornehmen Besuch."

Er muß aber, scheint's, doch etwas anderes gemeint haben, denn auf einmal: Pfz! da hatte der Vogel das Vögelchen mit beiden Fängen an den zwei Zeigefingern.

Eigentlich kann ich alles Folgende, was der Vogel tat, verstehen. Er griff nämlich mit allen Kräften zu und wollte nicht mehr loslassen. Wer einmal ein solches Händchen hat und wenn es auch nur an einem Finger wäre, der wäre auch ein Narr, wenn er freiwillig wieder abstehen würde. Der Vogel ist aber kein Narr, er hat sowieso etwas Zugreifliches in seinem Wesen, und so war Vögelchen gefangen.

In seiner Art, alles allein zu machen und die Notwendigkeit des starken Geschlechts gar nicht einsehen zu wollen, gab sich nun Vögelchen alle Mühe, frei zu kommen.

„O bitte, lassen Sie mich nur, ich werde schon mit dem Schlingel fertig."

Meinte Vögelchen und strengte sich riesig an in dieser Richtung; aber es wurde nicht mit dem Schlingel fertig.

Die schwarzen Krallen bohrten sich immer tiefer in das Weiß der zierlichen Finger hinein, und — — es muß dem Vögelchen sehr weh getan haben.

Auf einmal gab es allen Widerstand auf, und dann sah ich Vögelchen ins Gesicht, und dann erfaßte ich auf einmal, daß es etwas gibt, das noch hundertmal schöner ist als das Gold in den Augen des Raubvogels. Hundertmal schöner und tausendmal klarer, und das ist das Blau des Himmels, das auf einmal aus den Augen des Vögelchens mir entgegenstrahlte.

Bis dahin hatte ich diese Augen gar nie so recht gesehen, jetzt sah ich sie und sie sprachen, sie baten so nett, so königlich und kindlich zugleich:

„Bitte, hilf mir doch!"

So baten sie; und ich ließ mir das nicht eineinhalbmal sagen, ich faßte den Vogel so derb an, daß er Vögelchen ganz ohne Lösegeld freiließ.

Wir trennten uns bald nachher. Und wie seltsam das ist, die folgenden Tage mußte ich immer dem Vogel in die Augen schauen, in seine goldig schönen Augen — — weil ich dabei immer dachte: noch hundertmal schöner als ihr sind die blauen Augen von Vögelchen.

Diese blauen Augen wieder zu sehen, war mein ganzes Denken und Sinnen der nächsten Tage. Und es kam dann auch wieder. Ich sah sie ein andermal, und sie waren inzwischen nicht anders geworden.

Wir wurden dann gute Freunde, das Vögelchen und ich, und eines Tages, als es meinte, es wäre doch schwerer, Fräulein Professor zu werden, als es sich ursprünglich gedacht hatte, da sagte ich zu ihm:

„Würden Sie am Ende nicht lieber Frau Doktor, als Fräulein Professor werden wollen?"

Erst verstand Vögelchen nicht; aber als ich ihm die Hand hinhielt, wurde es auf einmal über und über rot im Gesicht, und dann schlug es auf einmal ein. —

So ist das alles gekommen. Nun haben wir ein eigenes Nestchen gebaut; es ist sehr mollig und lieblich. Wir haben auch einen eigenen Garten, einen eigenen Brunnen drinnen und eine eigene Weltanschauung. Wir ziehen Blumen in unseren Mußestunden, schöne weiße und rote, sie schauen zu allen Fenstern, hinaus, und wir bauen ein ganz eigenes Lebensglück zusammen, es gedeiht ganz still und freut uns alle Tage mehr.

Und das alles nur, weil der Vogel damals so fest und tapfer zugegriffen und das Vögelchen festgehalten hat.

Kaffeevisiten.

So! Nun kommen Sie aber, meine liebe Frau X., und machen Sie sich's bequem; der Kaffee ist auch schon fertig!" Mit diesen Worten nimmt die Dame des Hauses der Frau Muhme die braune Mantille ab, um das Kleidungsstück samt Hut und Bändern in gutes Verwahrsam zu nehmen, während der Gast verschämt lächelnd einen scheuen, aber wohlgefälligen Blick auf den weiß gedeckten Tisch wirft, auf dem schon Kaffeetasse und Kuchenteller festlich prangend dastehen, zum Gebrauch bereit. Und nun wird auch schon die große dampfende Kaffeekanne hereingetragen — mpf — die Frau Muhme schüttelt schon ganz verklärt und gluck — gluck — gluck — voll ist der Behälter, der von der holden Weiblichkeit so gern zum Munde geführt wird. Nun werden aber in Ermangelung eines weichen Sofas die Stühle zusammengerückt und nachdem die nötigen Stückchen Zucker in der braunen Flüssigkeit ihrer Auflösung entgegengegangen sind, nimmt die große Redeschlacht ihren Anfang. Was wird da alles unter mehr oder weniger großen Verschwiegenheitssiegeln zusammengeplauscht! Vom dicken Mops der Nachbarin, der an Herzverfettung gestorben ist, von der Müllern ihren Zähnen, die sie sich hat einsetzen lassen und der Schulzen ihren Hackerchen mit den Haaren darauf. Von Meiers Hochzeit, Altmanns frohem Ereignis und Neumanns Sterbefall. Von dem alten verliebten Krause, der mit jeder Küchenfee Kille-kille macht, statt daß er sich lieber um sein seliges Ende bekümmern sollte, von dem Michel-Gottlieb, der schon viermal verlobt war. Von Bäcker Rotes an Verzehrung leidenden Dreierbrötchen, von Weißes vorzüglichem Kümmelkäse, der immer „gut durch" ist und von Schwarzens Knackwurst, von der Frau Muhmes Gesundheit einen Knacks davongetragen hat. Doch wo ist der Strickbeutel, der Pompadour; ach nein, wo ist nur wieder die Brille? Ach ja, sie sitzt ja direkt auf der Nase! „Aber trinken Sie doch Frau Muhme?" — „Ja, Frau Gevatterin, ich trinke schon." Und nun hebt das Ungewitter von Frau Muhmes Redeseligkeit wieder an. Almas Kanarienvogel und die modernen Leute nebenan, die an nichts glauben, der Frau Amtmann neuer Hut, Hilmas falscher Zopf, die teuere Zeit, Hummels Katze, die an Migräne leidet, Knauers saure Gurken und Wilhemines Filzpantoffeln — alles wird mit der braunen Mokkaflut begossen, bis — nun bis die Stunden enteilt sind, der Besuch hinausbegleitet wird und man sich endlich trennt.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0010

Draußen läßt sich's nicht erringen,
Nicht erschleichen, nicht erjagen,
Nicht erbetteln, nicht erzwingen,
Nicht erwetten, nicht erwagen.

Fürs Haus.

Drinnen wachsen, drinnen sprießen,
Muß es aus verborg'nen Trieben,
Willst du wahres Glück genießen,
Mußt du glauben, hoffen, lieben.

Deine Mutter.

Kennst du die eine,
Die dir alles verzeiht?
Magst du auch bringen
Viel Sorge und Leid.
Deine Mutter!

Sie hat dich erzogen
Mit Wohlbedacht,
Hat Pläne erwogen
Für dich in der Nacht.
Deine Mutter!

Sie lehrte dich kennen
Den Herrn, unsern Gott,
Ihn Vater zu nennen,
Wie selbst er gebot.
Deine Mutter!

Sie lehrte dich schreiben,
Sie lehrte dich lesen,
Sie lehrte dich kennen
Des Hauses Wesen.
Deine Mutter!

Drum ehre sie,
Die dich gebar,
Die Kummer gebeugt
Und ergraut hat ihr Haar.
Deine Mutter!

Denn einmal nur ward uns das
große Glück,
Nur eine Mutter hat Gott uns
geschickt,
Die dir im Leben alles verzeiht,
Magst du auch bringen viel
Sorge und Leid.
Deine Mutter!

Olga Markmann.

Wahre Bildung.

Nicht der ist wirklich gebildet, der sich eine Summe von Kenntnissen, gute, äußere Formen, und einen gewissen Grad von Gewandtheit im Verkehr aneignete. Die Sache liegt tiefer. Bildung kommt von bilden, alles irdische Machwerk, auch das anscheinend vollkommene Gebilde der Menschenhand, weist noch Mängel auf, es ist nicht durchaus wohlgebildet. So auch beim Menschen. Der Einsichtsvolle lernt und entdeckt an jedem Tage mehr Lücken in seinem Wissen. Dadurch wird er zwar noch immer eifriger und lernbegieriger, aber zugleich demütiger. Er sieht ein, welche Anstrengungen noch gemacht werden müssen und welche Gipfel den Lauf nach dem ersehnten Ziel noch hemmen. Sein Wissensdrang reizt ihn zu immer neuen Anläufen, und er ist schon beglückt, wenn er nur erkennen darf, daß sein Streben nicht ganz vergeblich ist, und er allmählich weiterkommt. Trotz aller äußerlichen Bildung ist der Mensch aber nicht auf dem richtigen Wege wenn er sich nicht auch die beglückende, feinfühlende Herzenbildung aneignet; sie erst macht ihn reich.

Für die Küche.

Braune Fischsuppe. In 100 Gr. Butter werden 2 Zwiebeln, ½ Sellerie, 2 Möhren und 1 Porreezwiebeln, alles in Scheiben, bräunlich geröstet, dann zu 1 Kilogramm Hecht oder Weißfisch (in Stücken), in ein Kasserol mit 125 Gramm Butter getan und zusammen langsam gedämpft, bis der Fisch weich ist, worauf man denselben mit einem Löffel Mehl bestäubt und mit dünner Erbsenbrühe übergießt, welche man aus 3 Liter Wasser und ¼ Liter trockener Erbsen bereitet hat. Daß muß zusammen eine Stunde kochen, dann gießt man das Ganze durch ein Haarsieb. Gebratene Semmelstücken dazu.

Apfelstrudel. 2 Liter gute Äpfel werden geschält, geviertelt und dann starkscheibig geschnitten, mit klarem Zucker, etwas feingewiegter Zitronenschale und einem Glase Rum mariniert und unter Zugabe von 100 Kilogramm Korinthen und ebensoviel Mandeln leicht gedämpft, dann erkalten lassen. 150 Gramm Mehl, 2 ganze Eier, und 50 Gramm zerlassene Butter, ein wenig Salz, rührt diesen Teig mit lauwarmem Wasser ein, derselbe darf jedoch weder fest, noch laufend sein. Nach diesem wird er mit dem Ballen der Hand leicht durch und zu einem Kloß gewirkt, hierauf eine halbe Stunde ruhen. Eine auf dem Tisch ausgebreitete Serviette wird mit Mehl bestreut und der Teig darauf gelegt, ganz dünn ausgerieben und mit Butter bestrichen, dann messerrückendick mit den gedämpfen Äpfeln überstrichen, zusammengerollt, in einer Kasserolle oder einer Pfanne, worin man etwas Butter hat zergehen lassen, eine halbe Stunde gebacken. Vor dem Anrichten mit Zucker bestreut und mit glühender Schaufel glasiert.

Weihnachtsbäckereien.

Tausendjahr-Kuchen. ½ Pfund Zucker rührt man mit 4 ganzen Eiern, 60 Gramm fein gestoßenen süßen Mandeln und einigen bitteren, schaumig, mischt ½ Pfund geklärte und etwas erkaltete Butter, ½ Pfund Mehl, fein gehackte kandierte Orangen- und Zitronenschale hinzu, formt von der Masse kleine runde Häufchen, setzt sie nicht zu nahe auf einem mit Butter oder Speck bestrichenen Blech und bäckt die Kuchen im mäßig heißen Ofen zu schöner Farbe, die warm vom Blech geschnitten und an einem trockenen Orte verwahrt, lange Zeit schmackhaft bleiben.

Schokoladenguß. Man bricht die Schokolade in ganz kleine Stücke und läßt diese in einem Porzellannapf an warmer Herdstelle erweichen. Dann tut man knapp soviel ganz fein gesiebten Zucker (Puderzucker), als es Schokolade ist, hinzu, und rührt die Masse klar; nun fügt man unter beständigem Rühren so viel Eiweiß daran, bis sich ein dickflüssiger Brei gebildet hat, und überzieht damit sogleich das Backwerk.

Teebretzeln. Von ½ Pfund Zucker, ½ Pfund Butter, 4 ganzen Eiern, etwas Zimmt (gestoßen), 10 Gramm feinem Hirschhornsalz und dem nötigen Mehl wird ein fester Teig gemacht und kleine Bretzeln geformt. Sie werden auf einem mit Butter bestrichenen Blech gebacken. Man kann sie mit Eigelb bestreichen und mit Zucker bestreuen oder läßt sie einfach. Sie halten sich lange und sind stets wohlschmeckend.

Waffeln. Man tue ¾ Pfund Mehl in eine Schüssel und gieße ¾ Liter Milch hinzu; die Milch muß lauwarm sein. Ferner füge man hinzu: 7 Gelbeier, für 15 Pfg. in Milch aufgelöste Preßhefe, ¼ Pfund Zucker, etwas Salz und ½ Pfund zerlassene Butter. Dies alles quirle man tüchtig und lasse diesen Teig gehen, dann schmiere man das Waffeleisen mit Speck aus, gieße von dem Teige hinein und lasse eine jede Waffel auf beiden Seiten im Ofenblech bei guter Flamme hell gelb-braun backen.

Bischofsbrot. Sechs ganze Eier nebst 180 Gramm Staubzucker werden mit dem Schneebesen warm und dick geschlagen; dazu kommen 60 Gramm stiftlich geschnittene Mandeln, 75 Gramm kleine Rosinen und 250 Gramm feinstes Mehl daran. Der Teig wird in der gebutterten Form langsam gelb gebacken; es empfiehlt sich, das Gebäck erst nach völligem Erkalten anzuschneiden.

Christbaumschmuck.

Schwan. Man vergoldet eine Krachmandel und bildet in der warmen Hand von weißem Wachs einen zierlich gebogenen Schwanenhals, daran den Kopf und Schnabel. Zwei Perlen oder schwarze Pünktchen bilden die Augen. Die Flügel macht man aus etwas Wachs und vergoldet sie leicht. Durch den Körper wird eine Nadel gesteckt und daran der Faden gebunden.

Zündholzschachteln. Man befestigt am schmalen Ende einen kleinen Henkel von Blumendraht, beklebt die Schachtel mit buntem Papier und zuletzt mit kleinen Bildchen (sogen. Matrizen); auch kann man sie mit Zuckerwerck, verzuckertem Anis, kleinen Bonbons usw. füllen.

Schneeflocken. Mit kleinen Flöckchen weißer Watte bestecke man hübsch dicht die Baumzweige, welche man vorher mit flüssigem Leim betupfte. Die Flöckchen dafür nicht zu groß sein und müssen ganz locker aufgelegt werden, gedrückt sehen sie unschön aus.

Kieferzapfen. Man nehme schöne Kieferzapfen und bestreiche sie mit Bronzelack; dann bestäube man die Zapfen mit Gold-, Silber- oder buntfarbigem Bronzepuder und lasse sie trocknen.

Lichthalter. Starke Stecknadeln werden mit einer Kneifzange gefaßt und mit der oberen Hälfte in ein Licht gehalten, bis sie glühend sind, und dann die Lichter darauf gedrückt. Das durch die Hitze schmelzende Paraffin umschließt die obere Hälfte der Nadel fest. Nachdem die Nadel nach einigen Minuten abgekühlt ist, kann die Spitze derselben ohne Mühe in den Zweig gedrückt und das Licht so befestigt werden. Zuletzt klemmt man die mit Lichten versehenen mechanischen Lichthalter auf die Baumäste. Man benutzt nur starken Wachsstock dazu, da die gelben Lichter am Christbaum schöner erscheinen, als die sogenannten Baumkerzen und das Licht des Wachsstockes ein sanfteres und somit dem Auge wohltuenderes ist.

Hauswirtschaft.

Essigflecke aus Messern zu entfernen. Sind die Flecke schon sehr tief eingefressen, so hilft nur ein Abschleifen. Oberflächliche Flecke lassen sich durch Putzen mit Spiritus und Putzstein oder Sand entfernen. Man legt dazu das Messer auf das Putzbrett oder den Tisch, benetzt einen glatten Pfropfen mit Spiritus, taucht ihn in geschabten Putzstein und reibt damit die Flecke kräftig. Auch Petroleum erweicht solche Flecken. Überhaupt putzt es sich mit einem Pfropfen sehr gut, weil man in die vertieften Kanten am Griffe gründlich hinein kann.

Kupferne Geschirre schnell zu reinigen. Man reibe sie mit den Blättern des Sauerampfers, oder mit in Essig getauchtem Lehm ab. Im Winter, wo man diese Sachen nicht haben kann, nehme man Heringslake dazu. Mit einem wollenen Lappen, den man zuvor in diese Flüssigkeit getaucht hat, reibe man die Geschirre ab und putze gut nach.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0011

Deutsche Infanterie bei einem Angriff auf französische Stellungen.
Man sieht die Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und Handgranaten gegen die feindlichen Schützengräben vorgehen.
Nach einer Zeichnung von Woitaszyk.

Rätselecke.

Extrablätter.

A: „Wie, du bist noch gegen Abend im Freien, wo dich doch der Arzt vor Erkältung gewarnt hat?"

B: „Laß nur, ich warte nur einen Sieg noch ab; dann gehe ich nach Hause."

Dreisilbige Scharade.

Die ersten beiden klingen traut
In aller Ohr und Herzen,
Denn klagend leise oder laut,
Erwarten sie's mit Schmerzen.

Dem dritten kann kein Ding entgeh'n
Auf diesem Erdenrunde,
Früh oder spät ist es geschah'n
Auch um die schönste Stunde.

Doch, sei das Ganze noch so fern,
Mit unverzagten Sinnen
Vertrauen wir des Glaubens Stern:
Groß' Ehr' soll's uns gewinnen!

Rätsel-Auflösungen aus voriger Nummer:

Silbenrätsel.

Meran Ehre Ezechiel Reval Eiche Nubien Gaëta England Dollar Elba Rheingold. Meerenge der Dardanellen.

Zahlenrätsel.

Ranke, Enke, Name, Napf, Erna, Renner, Kanne, Anker, Mark, Park, Farm.
Rennenkampf.

Dreisilbige Charade. Sturm an griff.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Gesellsch. m. b. H. Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantwortl. Schriftleiter: Paul Schettler, Cöthen.

Sämtliche Bilder sind von der zuständigen Behörde zur Veröffentlichung genehmigt worden.

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk. pränumerando, durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustriertes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirtschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die einspaltige Korpuszeile oder deren Raum 15 Pfg., bei Privat-Anzeigen 10 Pfg. Reklamen pro Zeile 25 Pfg.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 97. Nebra, Sonnabend, 4. Dezember 1915. **28. Jahrgang.**

Es fehlt an Tatkraft . . . .

Gedanken eines Unbefangenen.

Ein Italiener, der sich noch ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, veröffentlicht unter der Überschrift „Demütigung" einen Artikel, in dem er seiner Unzufriedenheit mit den Leistungen des Vierverbandes ungeschminkten Ausdruck gibt. Nur wenige, schreibt er, denken, und die Ruhe ist groß. Man wird siegen, sagt man in Paris, Berlin, Moskau, Wien, London, Rom, Sofia, überall, nur vielleicht nicht in Nisch. Aber ich glaube doch, nicht allein zu sein mit dem Gefühl des gedemütigten Europäers. In diesen Zeiten ist die Zuversicht eine Bürgerpflicht. Wenn das nicht unsere Feder zurückhielte, so würden über den Vierverband einige traurige und sehr bittere Worte zu sagen sein. Wir wollen nicht urteilen und verurteilen. Wir möchten nur Aufschluß haben, Aufschluß über gewisse Verzögerungen, Langsamkeiten, Niederlagen, Zweifel, Unsicherheiten.

Schon vor acht oder neun Monaten erklärte man, daß Deutschland ausgehungert, erschöpft, müde, eingeschlossen, blockiert, vor dem Zusammenbruch sei. Dann kam die Offensive in Rußland, die Offensive in Serbien. Sie haben immer Soldaten, Generale, Munition und Lebensmittel. Sie gehen vorwärts, mit Rückschlägen, Schwierigkeiten und Opfern, aber sie gehen vorwärts. Die Deutschen haben einen Willen, einen Plan, ein Ziel. Eines nach dem anderen, zwar mit Verspätung, aber immer noch zur rechten Zeit werden die Ziele erreicht. Bei uns anderen dagegen fühlt man, daß etwas nicht in Ordnung ist. Es fehlt an Tatkraft, an Menschen, an Munition, ich weiß nicht woran. Belgien wurde geopfert. Jetzt Serbien. Die Großen sind nicht imstande, die Kleinen zu retten. Französische und russische Provinzen sind besetzt, englische Dampfer versenkt.

Rumänien und Griechenland haben recht, sich einstweilen ruhig zu verhalten. Man wollte Antwerpen retten, und es mißlang. Man wollte die Dardanellen vom Meere aus bezwingen, und man mußte sich zurückziehen. Jetzt hat man sich seit Monaten an der Spitze von Gallipoli angeklammert, aber Konstantinopel wird schneller von den Deutschen erreicht. Man ahnte den Marsch gegen Serbien, aber man wartete, um erst im letzten Augenblick herbeizueilen, der vielleicht der letzte Augenblick Serbiens selbst ist. Langsam, langsam, sachte, sachte: die Vorsicht ist die Muse des Vierverbandes.

Inzwischen sind die anderen in der Nähe von Paris, von London, von St. Petersburg, von Nisch, von Konstantinopel. Sie haben drei Hauptstädte in der Hand: Brüssel, Warschau, Belgrad. Laßt uns abwarten und sehen, sagt Asquith. Unterdessen gibt es in Frankreich und England Ministerkrisen, und in Rußland schließt man die Duma, eröffnet sie wieder, schließt sie von neuem, verspricht, sie wieder zu eröffnen und droht, sie wieder zu schließen, wenn sie geöffnet wird. In Paris bildet man ein vielfarbiges Ministerium mit 20 Posten. In London entläßt man das alte, vielfarbige Ministerium mit 22 Posten und bildet ein neues einfarbiges mit zehn Posten. Wir sind in der Zeit der Regierungsexperimente.

Alle Wochen landen irgendwo englische Soldaten. Sie kommen aus allen Teilen der Welt, aber König Georg ruft persönlich dazu auf, daß einige mehr aus England selbst kommen. Die allgemeine Wehrpflicht wäre unter solchen Umständen für England eine fast nützliche Sklaverei. Man sucht Männer, auch für die Ministerien. Hätte der Vierverband zehn oder zwanzig außergewöhnliche Männer, so könnte er vielleicht einige Hunderttausende von kräftigen Soldaten entbehren. Auf der anderen Seite hat man einen einzigen Namen, oder die Namen von zwei oder drei Generalen und große ausgerüstete Massen, die wie Wetterschläge durch Europa gejagt werden.

Ich bin verwirrt. Unsere bürgerlichen Führer sind entweder hervorragende Politiker mit so tiefem und umfassendem Blick, daß das, was wir für Irrtümer, Schwächen und Niederlagen halten, in Wirklichkeit sehr geschickte Bewegungen mit unfehlbarer Wirkung sind, oder — es ist besser, nicht an die Folgen zu denken, die eine Politik parlamentarischer Schildkröten für ganz Europa und auch für uns, die Unschuldigsten, mit sich bringen würde. Wenn man zuviel denkt und nicht an alle Worte glaubt, fühlt man sich unbehaglich, und ich wundere mich nur, daß die anderen sich so wohl fühlen.

Das sind herbe Worte aus dem Munde eines Mannes, der seit Ausbruch des Krieges unausgesetzt das Loblied des Vierverbandes gesungen hat. Er ist unter der Macht der Tatsachen sehend und kritisch geworden. Hoffentlich findet er bald verwandte Seelen. Mit der wachsenden Erkenntnis bei unseren Feinden steigern sich die Friedensmöglichkeiten.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

(Von der mil. Zensurbehörde zugelassene Nachrichten.)

Die Kämpfe in Kamerun.

Über die Kämpfe von Kamerun wird (nach dem Londoner Reuter-Bureau) mitgeteilt, daß seit dem 23. Nov. westlich von Jaunde, dem Sitze der deutschen Verwaltung, heftig gekämpft wird. Hier rücken französisch-englische Expeditionstruppen längs der Straße und Eisenbahn von Edea mit Erfolg vor. Eine englische Abteilung drang bis zum Puge-Fluß und weiter nach Süden vor. Eine französische Abteilung besetzte Makondo. Die deutschen Truppen hatten schwere Verluste. Im nördlichen Kamerun wurden die feindlichen Streitkräfte geschlagen und auseinander getrieben; kleine Gruppen Flüchtiger werden energisch verfolgt. Ansehnliche französische Streitkräfte, die sich von Französisch-Äquatorial-Afrika kämpfend einen Weg durch Kamerun gebahnt hatten, nähern sich Jaunde von Osten und Südosten. — Man muß den deutschen Bericht mit der Wahrheit abwarten.

*

Die Einberufung des Jahrgangs 1918 in Rußland.

Der russische Minister des Innern benachrichtigte alle Schulbehörden, daß wahrscheinlich schon 1916 die Einberufung des Jahrgangs 1918 erfolgen wird.

*

Verzweifelte Lage der Serben.

Nach den Ereignissen der letzten Tage, so schreibt das norwegische ‚Morgenbladet', ist die Lage des serbischen Heeres verzweifelt. Die letzten Teile des Landes werden bald erobert sein, seine Heere oder was von seinen Heeren noch übrig ist, wird gezwungen sein, Zuflucht in Montenegro und Albanien zu suchen. Ihre Widerstandskraft, gar nicht zu reden von ihrer Offensivkraft, ist gebrochen. Die Verbündeten und die Bulgaren können binnen wenigen Tagen den größten Teil ihrer Streitkräfte gegen neue Ziele führen. Jedenfalls ist der erste Teil des großen Krieges auf dem Balkan abgeschlossen. Dieser Feldzug ist von den Verbündeten und Bulgarien mit einer Kraft und Tüchtigkeit geführt worden, die ihn in eine Reihe mit den vielen hervorragenden militärischen Taten der ersten Zeit des Krieges stellen. Ein Heer von 250 000 Mann, wohl den tapfersten und kriegsgeübtesten der Welt bis zur Machtlosigkeit zu verringern, noch dazu in einem Lande, das so geeignet ist für eine hartnäckige und zähe Verteidigung wie Serbien, mit den denkbar elendesten Wegen und zum größten Teil in wilden Gebirgsgegenden, wo es überhaupt keine Wege [...]
Regengüsse und Schn[...]
und jeder Zufuhr di[...]
bereiteten; alles das[...]
Wochen zu vollbring[...]
artige Leistung[...]
Kampf der Serben [...]
verblaßt.

General Sarrail ve[...]
rü[...]

General Sarra[...]
Blättern, sein Hau[...]
Front des Zentru[...]
Truppen zu verlege[...]
Serben nach der[...]
dauert fort. [...]
Serben grausam m[...]
gefähr 200 Griechen [...]
worden.

Ein russisches G[...]
gari[...]

Nach der Bukarest[...]
ein russisches G[...]
heiten vor der bul[...]

Ein englischer T[...]

Auf der Dogger[...]
pedobootszerstörer „[...]
gelaufen und g[...]
satzung sind nur fün[...]

Der K[...]

Athener Zeitung[...]
vember bringen die [...]

Unterseeboote bei den Orkneyinseln in ein Netz geraten seien und sich mit der gesamten Besatzung ergeben hätten. Wir sind zu der Erklärung ermächtigt, daß diese Nachricht völlig aus der Luft gegriffen ist.

‚Lloyds' meldet: Der französische Dampfer „Algérien" wurde versenkt; acht Personen wurden gerettet, 29 werden noch vermißt. Eine Leiche wurde gefunden. Ferner wurden versenkt der französische Dampfer „Omara" und der britische Dampfer „Tanis"; die Besatzung des zuletztgenannten Schiffes wurde in zwei Rettungsbooten gelandet.

Deutscher Reichstag.

(Orig.-Bericht.) Berlin, 30. November.

Die sechste Kriegstagung des Reichstages wurde vom Präsidenten Dr. Kaempf mit einer Ansprache eröffnet, in der er der Heldentaten unserer Armeen und der Waffenbrüderschaft der Zentralmächte, mit den Bulgaren und den Türken gedachte. Der Redner führte dann weiter aus: Allen unseren Feinden ist zum Bewußtsein gekommen, daß auf den Schlachtfeldern

Deutschland nicht zu besiegen ist.

Um so eifriger klammern sie sich an die Hoffnung, uns wirtschaftlich zugrunde richten und an den Gedanken, uns durch Hunger zu bezwingen. Wie sie sich in unserer finanziellen Kraft getäuscht haben — die staunenswerten Erfolge unserer Kriegsanleihen haben es bewiesen —, so täuschen sie sich in der Beurteilung unserer wirtschaftlichen Stärke. Was insbesondere die Lebensmittelfrage anlangt, so sind Brotgetreide und Kartoffeln, die wichtigsten Volksnahrungsmittel, reichlich vorhanden. Wenn in anderen Dingen zum Teil Knappheit herrscht, so soll das nicht bestritten werden und wird allerseits zugegeben, aber die Härten, die dadurch für einen großen Teil der minderbemittelten Bevölkerung entstanden sind, werden überwunden werden durch die Organisation, die dem Lebensmittelmarkt während des Krieges gegeben wird. Wir haben daher finanziell und wirtschaftlich allen Grund, mit fester Entschlossenheit und unerschütterlichem Vertrauen in die Zukunft zu blicken.

Die Einigkeit der deutschen Stämme

hat das Reich aufgebaut und die Einigkeit des gesamten Volkes ist jetzt und in Zukunft die feste Grundlage, auf der wir der Zukunft entgegensehen und die verhindern wird, daß Deutschland wieder einmal durch einen frevelhaften Angriff in eine Lage versetzt wird, wie die, in der wir diesen großen Krieg zu führen gezwungen sind.

Nach Erledigung kleinerer Sachen folgt die dritte Beratung des von den Mitgliedern des Reichstags Schiffer-Magdeburg u. Gen. eingebrachten Entwurfs eines Gesetzes betreffend Abänderung des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 auf Grund der in zweiter Beratung unverändert angenommenen Vorlage. Der Gesetzentwurf
[...]men. Die Ge-
[...]ng der Alters-
[...]aben der Reichs-
[...]Abg. Basser-
[...]berwiesen.
[...] des Gesetzent-
[...]nahmen zur Be-

[...]sschatzamtes
[...]:

[...]einen Gedankens
[...]e ich hier nichts
[...]er Notwendigkeit
[...]ngut des ganzen
[...]g der Steuer im
[...]ngen noch aus-
[...] ist die Erfassung
[...]testen Sinne des
[...]g an das Besitz-
[...]on der Auffassung
[...]r Lage ist, seine
[...]bessern, auch die
[...]Teil seines Ver-
[...]d zu geben.
[...]fassung des Ver-
[...]dungen laut ge-
[...]t näher eingehen.
[...]s mir widerstrebt,
[...]uer als eine Art
[...]feranten und Ver-
[...]ssen wollen. Wo
[...]mmen sind, finden

[...] Strafe.

[...] Steuerpflichtigen
[...]n, auch zu ihrem
[...]nzen beizutragen.

Der Staatssekretär erklärte weiter, Einzelheiten könnten noch nicht mitgeteilt werden. Das eigentliche Gesetz, das mit großer Vorsicht aufgestellt werden müsse, werde im März 1916 dem Hause vorgelegt werden. Die jetzt vorliegenden Bestimmungen seien nur die ersten Schritte zum praktischen Aufbau des großen Werkes, das das deutsche Volk erwarte. Das Haus hörte beifällig zu und überwies die Vorlagen dem Haushaltsausschuß. Nach knapp einstündiger Dauer war damit der Beratungsstoff erschöpft und das Haus vertagte sich bis Mitte nächster Woche. Das zahlreich erschienene Tribünenpublikum mußte sich ziemlich enttäuscht entfernen: die große Sensation, die Kanzlerrede, blieb aus.

Politische Rundschau.

Deutschland.

*Eine jetzt erschienene Bekanntmachung verfügt die Beschlagnahme von wollenen und halbwollenen Wirk- und Strickwarenlumpen und von wollenen und halbwollenen Abfällen der Wirk- und Strickwarenherstellung und verbiete die Veräußerung und Verarbeitung dieser Stoffe. Nach dieser Bekanntmachung sind alle wollenen und halbwollenen Lumpen und Abfälle in jeder Mischung und Farbe beschlagnahmt, die im Besitz von Personen sind, die sich mit dem Handel oder der Verwendung von wollenen und halbwollenen Lumpen und Abfällen gewerbsmäßig befassen. Der Verkauf der beschlagnahmten Lumpen und Abfälle bleibt aber weiter zulässig zu Heeres- oder Marinezwecken.

*Die Vorstände der sozialdemokratischen Partei, der Gewerkschaften und Genossenschaften beantragten bei den Armeekommandos und Ministerien in Karlsruhe und München die Aufhebung der Bierpreiserhöhung.

Österreich-Ungarn.

*Wiener Blätter widmen dem Besuche Kaiser Wilhelms in Wien längere Rückblicke, in denen sie schreiben: „Wenn die beiden Kaiser auf die bisherigen Ergebnisse dieses von beiden Monarchien und den mit ihnen seither verbündeten Mächten aufgenommenen Kampfes für den Bestand und die Sicherheit der im Vierbund vereinigten Staaten zurückblickten, so mögen sie dies mit berechtigtem Stolz getan haben, daß ihre gute Sache auf jedem Schauplatz des furchtbaren Krieges nur Erfolge aufzuweisen hat." Das amtliche ‚Fremdenblatt' erklärt: „Der Freund kam zum Freund und mit jener schlichten Herzlichkeit, die so schroff absticht von den theatralischen Veranstaltungen und Kundgebungen unserer Gegner, vollzog sich die Zusammenkunft der beiden Monarchen."

*Kaiser Franz Josef hat dem österreichischen Minister des Innern Heinold, dem Handelsminister Schuster und dem Finanzminister Baron v. Engel die erbetene Entlassung gewährt. Zum Minister des Innern wurde der Präsident des Obersten Rechnungshofes Prinz zu Hohenlohe-Schillingsfürst ernannt.

*Bei der Eröffnung des Ungarischen Reichstages hielt der Präsident eine Rede, in der er die Bedeutung des Bündnisses mit Deutschland hervorhob. Das Haus begleitete diese Ausführungen mit Eljenrufen.

England.

*Die Kämpfe um die Wehrpflicht gehen fort. Eine Versammlung gegen die Wehrpflicht, die in London stattfand, wurde von Studenten, Australiern, Kanadiern und Neuseeländern gesprengt. Die Eindringlinge nahmen den Flaggenschmuck herunter, zertrümmerten den Stuhl des Vorsitzenden und warfen die ursprünglichen Versammlungsteilnehmer hinaus. Hierauf veranstalteten sie eine Gegenversammlung, in welcher die Entschließung angenommen wurde, den Krieg nicht früher zu beenden, als bis die Bedingungen des Vierverbandes angenommen seien. — Die heißen Köpfe werden mit der Zeit schon kühler werden.

Italien.

*Wie die ‚Neue Zürcher Zeitung' aus Brüssel erfährt, steht fest, daß der Papst dem Kardinal Mercier den bestimmten Auftrag erteilte, freundschaftliche Beziehungen zwischen dem belgischen Episkopat und der deutschen Oberhoheit zu pflegen.

Balkanstaaten.

*Nach englischen und französischen Berichten ist die letzte Note Griechenlands an den Vierverband in freundschaftlichen Ausdrücken gehalten. Amtliche Kreise in Athen betrachten sie angeblich als ein geeignetes Mittel

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219151204-16/fragment/page=0013